

Ismael Fischmord

Das Leben ist ein Leichtgewicht



gute Geschichte(n)
und feine Gedichte

Danke an Elke, der wahren Autorin der »Korrekturen«

Für Hilke.

Inhaltsverzeichnis

Lesung	1
Liebes-Fernsehen (gelogen)	2
Ein Essay zum Welttag des Herpes.....	9
Zwiegespräch mit hässlicher Bekleidung.....	13
Gerichtsschreibreform	14
Absage an das Angebot ein Märtyrer zu werden	18
Trennungsgedicht für ein Haustier.....	20
Wortklauberei an einem überfüllten Bahnschalter	22
Wortspielchen (Gegensätze)	30
Neulich auf dem Exerzierplatz.....	31
Was machen denn die Fischstäbchen in den Taschen meiner Oberhemden?	33
Medienschnack 1: Radio	34
Sprichwörter haben kurze Beine	41
Horrornacht	42
Wortspielchen (Pong Ping).....	46
EM Nachlese 2004.....	47
Prävention statt Kopierschutz.....	49
Appell an das schlechte Gewissen	54
Meine biologische Uhr tickt.....	55
Ein Morgen im Leben eines Televisionärs.....	56
Kneipenlogik nachts um halb Zwölf.....	57
Übertriebener Liebesbeweis.....	58
Sex sells	59
Hip-Hop für Anfänger.....	64

Zum Glück ist Köln nicht Kulturhauptstadt geworden.....	65
Demonstration der Dickbäuchigen	69
Karaoke-Krach – oder Studenten gehören in Bibliotheken.....	70
Verkehrsberuhigung	78
Natürlich denke ich über eine Schwanzverlängerung nach.....	79
Zur Fröhlichkeit der Tierwelt.....	88
Paris-Gereise	89
Fischmord in der Trinktraversalen	96
Soziale Gerechtigkeit in der Flora	100
Sammelleidenschaft	101
Toilettenspruch für eine Universität	108
Hitzewallung	109
Der Berg ruft (Naturgedicht).....	110
Medienschnack 2: schon wieder im Radio.....	111
Urlaub in Katatonien.....	117
Liebesgedicht an mein Handyklingeln	118
Einige gute Dinge	119
Paris mon cher amour.....	120
Rede auf dem Kongress der Sammelkläger gegen die Großgastronomie.....	121
Rhythmus.....	126
Das tatsächliche Paarungsverhalten geschlechtsreifer Großstädter....	127
Meine Teilnahme am European Hymnencontest.....	129
Trainerfrage geklärt.....	135
Wo lebt eigentlich Humor?	136
Neulich in der Vertretungsstunde von Prof. Schlaechter	137
Lückenfüller	141

Kolumbus 2004.....	142
Extremsportjahr	143
Kritischer Journalismus	148
Wochenmarkt des Mittelstandes	149
Ich warte ungeduldig auf die versprochene Klimakatastrophe.....	152
Ernste Gedichte	156
Eltern machen ein schlechtes Gewissen.....	157
Hängendes Haar.....	158
Lückenfüller zwei.....	161
Große und kleine Dichter	162
Soziale Verantwortung rockt!	163
Wortspielchen (Ping Pong).....	167
Merkwürdige Berufe.....	168
Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung.....	172
Das Leben ist ein Leichtgewicht.....	174

Vorwort

Viele Menschen vertrauen auf die Stiftung Warentest und Gütesiegel auf Produkten.

Kein Computer wird ohne vorher gelesene Testberichte gekauft, kein Bodenwischtuch, keine Zahnpasta und auf keinen Fall ein Buch.

Natürlich kann man auch auf das Urteil einer absolut unabhängigen Presse vertrauen. Die Rezensionen findet man in etwas abgespeckter Form auf dem Buchrücken, wo das vorliegende Werk mit großen Worten über den Klee gelobt wird. Große Enttäuschung macht sich also breit, wenn man ein Buch in den Händen hält, das nicht *eine* lohnenswerte Erwähnung eines Rezensenten abbekommen hat – und in der Tat: zur Vorsicht sei geraten!

Es gibt so viele gute Bücher mit positiven Rezensionen und Sie, geneigter Leser, haben sich ausgerechnet eines ausgesucht, das ohne all das auskommt.

Na, das nennt man wohl Risikobereitschaft.

Aber warum gibt es keine Rezension auf dem Buchrücken? Die Erklärung ist recht einfach: Es gibt keine Rezension über dieses Buch.

Gerne würde ich behaupten, dass es zu den Lieblingsbüchern von Elke Heidenreich gehört ... und sie würden sicherlich erleichtert aufatmen und sagen: »Elke Heidenreich empfiehlt dieses Buch? Na dann wird sich ja alles zum Guten wenden«. Leider aber wäre dies eine Lüge, wenn auch eine recht gefällige.

Doch für all die, die gerne Rezensionen über Bücher lesen oder aber unabhängige Meinungen schätzen, gibt es hier eine kleine Auswahl möglicher Rezensionen, wie sie so oder ähnlich zu finden sein könnten:

»Unglaublich! Mit seinem dritten Buch beweist uns Fischmord wieder einmal eindrucksvoll, dass sein Computer immer noch einwandfrei funktioniert. Fischmord – ein XP-Titan!«

WINWOW – das PC-Portal im Internet

»Wortgewalt und Wortgehalt stehen in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander.«

KONSENS – die Zeitschrift für Konfliktvermeidung

»Fabelhaftes Fabulieren! Ein lustiges Buch in traurigen Zeiten. Ein wichtiges Buch zur richtigen Zeit – schade nur, dass es nicht schon für den Sommerurlaub vorlag. Aber war es überhaupt schon Sommer?«

BALD, das Magazin ohne Zukunft

»Fischmord – der Mann, der immer noch glaubt, mit Endreimen dichten zu müssen. Ein einsamer Grenzgänger zwischen schlechtem Geschmack und Poesiealbum.«

KopF – die Zeitung für moderne fragmentierte Lyrik

Lesung

Lesung aus dem Buch Ismael:

Lesezeichen, Leselampe, Lesebrille, Leseratte,

Lesebestie!

Weinlese, Auslese, Nachlese,

Vorlese?

Lesehunger,

Lesedurst?

Buchleser, Buchbinder, Buchdrucker, Buchverleger,

Buchvorleger,

Bindomat!

Kochbuch, Sachbuch, Fachbuch,

Krachbuch?

Notebook, E-Book, I-Book, Realbook,

Books on demand!

Das große Buch der Pflanzen,

das große Buch der Automobile,

das große Buch der Fische ...

das kleine Buch des Fischmords.

Liebes-Fernsehen (gelogen)

Ein zugegebenermaßen unverschämt gut aussehender Mann in einem maßgeschneiderten schwarzen Anzug kommt durch die schneeweiße Doppelrahmentür in die sündhaft teure Suite des Hotels gerannt. Er schreitet durch den vier Meter hohen und stuckbedeckten Living room und öffnet die nächste Doppelrahmentür, die zum Schlafzimmer. Aus dem begehbaren Ankleideraum kommt, ganz in ein Ballkleid aus Tüll gehüllt, eine zugegebenermaßen unverschämt gut aussehende Frau. Er geht auf sie zu und schließt sie in seine Arme. Sie drehen sich und sanft hebt er sie hoch, sodass der weinende Fernsehzuschauer einen kurzen Blick auf die schlanke Fessel und den edlen italienischen Schuh der Angebeteten werfen kann. Dann küssen sie sich leidenschaftlich und sagen Sätze wie »jetzt wird alles gut« oder »den nächsten Ring stecke ich dir an den Finger«. Es sei ihnen gegönnt! Alles sei ihnen verdammt noch mal gegönnt – die italienischen Schuhe, die Suite, das Ballkleid – Ihr könnt es behalten! Es sei euch gegönnt!

Am Ende ist alles einfach, die Liebenden haben sich wieder gefunden, vorher verloren, haben zwischenzeitlich die Pheromone anderer geschnuppert und enden doch mit der Nase wieder unter der Achsel des geliebten Menschen.

Erstaunlicherweise endet jeder amerikanische Film aus den fünfziger und sechziger Jahren mit der Andeutung einer Hochzeit und der Erkenntnis, dass nun alles gut wird, weil man sich ja liebt.

Dabei weiß doch jeder, der nicht mit Doris Day verheiratet ist, dass dies nun absolut gelogen ist und in keinster Weise einen Bezug zur eher nüchternen Realität eines darauf folgenden Ehealltags aufweist, den der Film aber lieber geflissentlich auslässt. Jeder Mann, der mit Rock Hudson zusammen war, wird dies übrigens auch wissen und bestätigen, sofern er denn noch lebt und nicht an einer schrecklichen Krankheit verstorben ist.

Eine Hochzeit als Ende einer langen Suche, einer Reise durch die Schwierigkeiten und die Verwechslungen.

Ein Ballkleid, eine Suite ... Nein, ich habe meinen Glauben daran eingebüßt.

Anstatt einen zweiten Film zu drehen, der die Störungen, Missverständnisse, den Hass, die Mordgedanken, die Betrügereien, das Fremdgehen und das Einfetten sowie Wasser einlagern der ehemals schlanken Fesseln zeigt, wird lieber ein neuer Film gedreht. Der endet dann in einer sündhaft teuren Suite eines Hotels mit einer Drehung in den Armen des anderen und Sätzen wie: »Ist deine Mutter noch da, dann lass uns morgen heiraten!«

Seit Jahren grüble ich über das Phänomen der angedeuteten Hochzeit als Filmende nach und habe bezüglich des Wahrheitsgehalts der Filminhalte auch eigene Experimente unternommen! Ich habe mich einmal für zwei Wochen in einem himmelblauen Ballkleid in meine Wohnung gesetzt und gewartet, aber es ist niemand gekommen, der mich hochheben wollte. Ich habe mir extra neue Schuhe dafür gekauft, aber auch das hat nichts geholfen. Ich habe mich

sogar in meinem Ballkleid auf den Balkon gesetzt und die Beine samt Schuhen lässig über das Balkongeländer gelegt - selbst das hat zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. Mein Nachbar redet jetzt nicht mehr mit mir und hält mich für einen gescheiterten Transsexuellen mit wankendem Gemüt, weil er mich doch sonst eng jeansbehost mit meiner Freundin im Arm gesehen hat. Er kann das Gesehene nicht verstehen und schweigt sich hartnäckig aus. Ihm fehlt natürlich der Kontext; er guckt Sportsender und keine amerikanischen Liebesfilme aus den fünfziger und sechziger Jahren. Die arme Seele!

Der wesentliche Unterschied zwischen amerikanischen Filmen und der eher nüchternen preußischen Realität liegt jedoch nicht an den fehlenden Suiten im untenrum verkachelten Köln oder dem Untergang der deutschen Bekleidungsindustrie; die nun in Vietnam ein neues Zuhause gefunden hat. Es sind vielmehr bürokratische Hürden, die hierzulande einer spontanen Liebesheirat in den Weg gestellt werden. Von daher ist das Schauen von Sportsendungen vielleicht hilfreich, denn es vermittelt doch einen Eindruck von der notwendigen Technik beim Überspringen von Hürden. Immer schön 13 Schritte zwischen den Hürden machen!

Wäre der Film mit Rock Hudson und Doris Day nicht in Amerika, sondern in Deutschland entstanden, dann hätte er nicht geendet mit dem Satz: »Ist deine Mutter noch da, dann lass uns morgen heiraten.«

Der Film hätte mit der wenig überzeugend romantischen Erkenntnis geendet: »Ist deine Mutter noch da? Dann kannst du ja mit ihr Schuhe kaufen gehen, während ich mich das nächste halbe Jahr um den Papierkram kümmere.«

Niemand sollte sich in Deutschland über das ausschleichende Phänomen von Liebesheiraten wundern. Schuld ist nicht die Vielfalt des Angebots an unterschiedlichen und attraktiven Achselhöhlen, in denen Pheromone wohnen, von denen man in den fünfziger Jahren noch nichts wusste. Das sind eher nebensächliche Tatsachen, die den Blick auf das Wesentliche versperren. Ämter abzuklappern, sich zum zwanzigsten Male in seinem Leben beurkunden zu lassen, dass man kein Hologramm ist, sondern aus Fleisch und Blut besteht, Pastoren aufzusuchen, die man gar nicht kennt, aber denen man in einem flauschigen Vorgespräch alles über die bisherig ausgeübten Liebespraktiken erzählen soll, das sind schon schwerwiegendere Gründe dafür, dass Liebe dann doch eher in einer angedeuteten denn in einer real eingelösten Hochzeit endet.

Die einfache Gründung einer Lebens- und Liebesgemeinschaft scheint in Deutschland ein ähnlich aufwendiges Verfahren zu sein wie eine Firmengründung für elektronische Nasenhaarschneidemaschinen mit anschließendem Börsengang in New York. Beides gibt es, aber nur mit einem von beiden lassen sich Cashflow, Liquiditätsreserve und Rendite erhöhen.

Nun, Kandidat eins, welches von beiden wählst du?

Ich habe dieses kleine Rätsel zur Aufmunterung beigefügt und um der drohenden Zunahme durch eine flächendeckende Dementierung unserer Gesellschaft breitschultrig entgegen zu treten.

Der Schwierigkeitsgrad ist nicht besonders hoch, das weiß ich. Ich habe mich dabei an der Sesamstraße orientiert. Zu meiner Kinderzeit wurden dort immer vier Gegenstände eingeblendet und es ertönte ein Jingle mit dem wunderschönen Text: »Welches von den Dingen gehört nicht zueinander?« Zu sehen waren dann ein Hammer, eine Zange, ein Schraubenzieher und eine Tomate. Aber das ist ein anderes Thema, auch wenn es mit Fernsehen zu tun hat und für die Früchte der Liebe konzipiert ist.

Um meinen schriftstellerischen Bemühungen eine weitere Krone aufzusetzen, habe ich mich daran gemacht, ein Drehbuch zu schreiben. Schließlich leben wir nicht mehr in den fünfziger Jahren und die Dialoge sowie die Ausstattung der Räume und der Protagonisten scheinen doch etwas angestaubt zu sein. Hier sind dringende Modernisierungsmaßnahmen zu ergreifen. Das Phänomen der angedeuteten Hochzeit aber kann auch im neuen Gewand noch recht überzeugend dargestellt werden, da bin ich mir sicher.

So ganz fertig ist mein Drehbuch allerdings noch nicht. Fest steht bislang, wenn ich ehrlich bin, nur der Schluss! Eigentlich steht auch der noch nicht ganz fest, aber so in etwa, also à peu près.

Also Folgendes zu den Anweisungen und Inhalten:

Das Ende ist eine 360°-Kamerafahrt, wie bei »der Krieger und die Kaiserin« oder bei »Matrix«. Im Mittelpunkt des Bildes steht ein junger Mann. Er hält den Kopf gesenkt, man kann sein Gesicht nicht sehen. Es ist bereits dunkel und es regnet. Wassertropfen perlen aus seinem Haar auf seine durchweichten Turnschuhe. Er trägt eine dieser verschnittenen vietnamesischen Jeanshosen, die aufgrund ihrer besonderen Physiognomie den Poansatz dort haben, wo wir Kniekehlen unser Eigen nennen. Das sieht zugegebenermaßen nicht ganz so gut aus wie der schwarze Maßanzug, ist jedoch viel lebenswirklicher. Als Kontrast trägt er ein Hemd von Jean-Paul Gaultier und eine Sonnenbrille von D & G. Mit einem Saxofon im Mund läuft er einsam auf der ausgebauten ICE-Trasse in Richtung Frankfurt. Er spielt »Solitary Man« von Neil Diamond in der Johnny-Cash-Version. Auf der Höhe von Montabaur fängt der 360°-Kameraschwenk die Stimmung dieser kochenden Metropole und das pulsierende Treiben in dem neben den Bahnhof gebauten Rieseneinkaufszentrum ein, das natürlich nach wie vor völlig leer steht.

Plötzlich wird er durch ein polyfones Handyklingeln aufgeschreckt und hört abrupt auf zu spielen. Er hängt sein Saxofon über den Rücken, um das Handy in die Hand zu nehmen. Die Kamera fährt in einer Nahaufnahme über seine Schulter auf das Handydisplay zu. Er wählt den Bereich »Posteingang«. Es ist eine SMS seiner Freundin.

Die Kamera hat jetzt nur noch das Handydisplay eingefangen.

»Wie schaut's aus?«, steht auf dem Bildschirm »Lust auf eine eingetragene Lebensgemeinschaft mit mir?«

Die Kamera fährt jetzt in wilden Schwenks zwischen dem Saxofon, dem jungen Mann und dem leeren Einkaufszentrum in Montabaur hin und her. Das soll die Zerrissenheit verdeutlichen, die den Solitary Man gedanklich begleitet, während er mit geübten Fingern eine Antwort in sein Handy tippt.

Jetzt kommt der Abspann des Films, mit all den Praktikanten des Cateringservices und der namentlichen Nennung aller Mitarbeiter der Deutschen Bahn, die schließlich die Strecke für den nächtlichen Dreh freigehalten hat. Da ist es nur ein Gebot der Fairness, alle Mitarbeiter der Bahn auch namentlich als Mitwirkende oder Beteiligte des Films zu erwähnen. Wahrscheinlich verlassen in diesem Moment die ersten Kinobesucher den Vorstellungsraum, aber vor einem frühzeitigen Aufgeben des warmen Kinositzes sei gewarnt, denn nach dem 15-minütigen Abspann endet der Film erst wirklich. In der Schlusszene sieht man einen überdimensionalen Handybildschirm, auf dem sich langsam die folgende Nachricht aufbaut:

»Ich weiß nicht, ist das nicht viel zu viel Papierkram?«

Ein Essay zum Welttag des Herpes

Es gibt diese Momente im Leben, da geht es einem mit Fug und Recht beschissen. Entweder kommt zusammen mit der Telefonrechnung die Kündigung im Briefkasten an, Berti Vogts soll wieder Bundestrainer werden oder der Lehrer deiner Tochter ist für einige Jahre im Container von »Kampf um deine Frau« verschwunden und nun wird sie niemals lesen und schreiben lernen. Auf solche Tage kann man nicht mit Worten reagieren, da müssen Taten her. Auf solche Ereignisse reagiert man nicht mit Trauer, keiner braucht dafür dekorative Schleifen für stilvolle Betroffenheit. Hier hilft kein Blumengebinde aus weißen Lilien und der befreundete Klavierspieler sollte nicht einfach »Candle in the wind« umschreiben.

Auf einen solchen, wirklich miesen Tag muss man sichtbar reagieren. Ich lege mir extra zu diesem Zweck einen Herpes zu. Den bekomme ich nicht, wenn ich versehentlich aus dem Glas meines Nachbarn Bier trinke, nachdem er, ohne sich die Hände zu waschen, vom Klo kommt und durch das kreisförmige Streichen des Bierglasrandes Töne aus dem selbigen hervorzaubert, bevor ich dann daraus trinke. Es mag eklig und unschön sein, aber für einen Herpes reicht das wahrlich nicht.

Mein Herpes ist Ausdruck tiefster und ehrlich empfundener, nach außen gekehrter seelischer Not und Bestürzung. Kommt man mit einem Herpes am Mund irgendwo hin, dann sagen alle:

»Oh, du hast ja einen Herpes«.

Man kann meine Verzweiflung sofort erkennen, mich ansprechen und gerne ein paar Stunden mit mir über die Probleme der Welt reden. Ich lasse alle Teil haben an meinem Weltvernichtungsschmerz in den langsam trüber werdenden blauen Augen und der bröckelnden Lippe.

Richtig böse aber kann ich werden, wenn Mitmenschen meinen, sinnlose Tipps geben zu müssen, wie man einen solchen Herpes wieder los wird.

Wieso sollte man ihn loswerden wollen, wenn man ihn sich gerade erst zugelegt hat?

Ich habe genug vom Schönheitswahn, ich plädiere für mehr Ehrlichkeit und offen ausgedrückten Ekel!

Man kann sich doch nicht nur wegen eines Herpes gleich die halbe Lippe wegoperieren lassen, um sie durch ein ähnlich aussehendes Stückchen Dünndarm zu ersetzen, um dann in der Cosmopolitan abgebildet zu werden. Herpes ist eine Antwort, Herpes ist Ausdruck und keine Frage.

Es gibt fragwürdige Menschen, die meinen, mir an solchen Tagen helfen zu müssen.

Mein Therapeut meint, er müsse mit mir aufgrund meines Herpes über meine vermeintlichen oral-sexuellen Fantasien mit meiner Mutter reden.

Mein Arzt meint, er müsse ein noch nicht zugelassenes Medikament aus Bangladesch an mir ausprobieren, das sich bislang aber leider nur bei Ratten bewährt hat.

Sie können mir gestohlen bleiben, die Herren und Damen, die uns nicht das Schwarze unter den Nägeln und keine Kruste an der Lippe gönnen.

Mein Herpes selektiert für mich zwischen Freund und Feind und weist mit seismografischer Genauigkeit auf die hin, mit denen ich den Rest meines Lebens Bier trinken werde! Wirkliche Freunde kann man daran erkennen, dass sie nichts tun, keine Tipps geben und schon gar nicht davon erzählen, wie sie neulich mit dem Problem fertig geworden sind. Viele meiner Feinde, die mir Tipps geben, gehen wahrscheinlich ein Jahr lang zweimal die Woche zum Psychologen, reden über ihren Herpes und am Ende ist immer die Mutter schuld oder sie nehmen ungeprüfte Medikamente zu sich.

Es wird niemals einen Freund geben, der einem Ringelblumenbalsam schenkt oder mit einem leeren Bierglas zur Herrentoilette wankt, um mit einem gefüllten wieder zurückzukommen und sagt, man sollte das mal trinken, bei seiner Freundin habe das auch geholfen.

Nein, Freunde tun so etwas mit Sicherheit nicht.

Echte Freunde tragen auch nicht ständig Aciclovir®-Salben jeder erdenklichen Pharmafirma mit sich herum. Sie schauen dich an, legen ihren Arm über um deine Schulter, laden dich zum Bier ein und sagen einfach:

»Ist schon schlimm ...«.

Solche Freunde braucht man. Keiner braucht Aciclovir®, diese Salbe, die weder gut schmeckt, noch wirklich hilft. Sie hilft natürlich den Aktionären des Konzerns, aber den soll

ja eigentlich gar nicht geholfen werden. Das Anwenden von Herpescremes mag ein wichtiger Beitrag zur Arbeitsplatz- und Standortsicherung in unserem, von blühenden Landschaften erdrückten müttererdigen, Vaterland sein.

Freunde tragen also nicht ständig hodenwarme Tuben mit sich herum. (Hodenwarm sei an dieser Stelle wegen der vorderen Tasche in der Hose eines Mannes mit engem Jeansanzug betont. Bei Frauen gibt es keinen analogen Begriff dafür, das tut mir zwar Leid, aber da müsst ihr durch.)

Ich denke, wenn sich eine Pharmafirma einmal wirklich ernsthaft mit dem Thema Herpes befasst, dann wird sie auf diesen Text stoßen. Wenn jemand wirklich etwas für uns tun möchte, dann wird er eine echte Herpescreme herstellen. Keine, die den hübschen Herpes unterdrückt und für immer vernichten soll, sondern eine, die ihn hegt und pflegt, die ihn lockt und ihm die Lippe schon mal so vorschädigt, dass der kleine Herpesvirus nur noch einmal kurz hüpfen muss - und schon hat er es behaglich und gut. Für eine solche Creme würde ich schon mal ein paar Euro ausgeben, vielleicht würde ich mir sogar Anteile an der Firma sichern und damit meinen Beitrag zum Standortgejammer leisten. Die Creme kann man sich dann auf die Lippe schmieren, wartet ein, zwei Stunden und schon blüht ein Herpes. Anschließend geht man unter Menschen und macht die wesentliche Erfahrung, wer die wirklichen Freunde sind und wer nur so getan hat, als sei er einer. Es reicht, wenn man hereinkommt, wird angeschaut und sagt nur noch kurz:

»Arbeit weg« oder »Lehrer meiner Tochter sitzt im Container und kämpft um seine Frau«.

Die Antwort eines wirklichen Freundes lautet dann:

»Ist schon schlimm - willst du vielleicht ein Bier?«

Es gibt genug Schleifen, genug Betroffenheit und genug Herpesfeinde samt Cremevorräten. Damit sollte Schluss sein!

Was uns fehlt, sind gute Freunde und Herpes!

Zwiegespräch mit hässlicher Bekleidung

Was machst du denn da,
du hässlich weiße Tennissocke?
Hatte ich dir nicht Hausverbot erteilt?

Bitte macht euch ganz schnell rar,
ihr Sandaletten von Birkenstocke,
das Schicksal im Mülleimer euch ereilt!

Ja seh' ich denn noch klar?
Da liegt herum mein Schottenrocke.
Ich dacht' in Stücke ich dich längst geteilt.

Das ist doch wohl nicht alles wahr!
Es klingelt des Alarmes Glocke.
Zu lang im Kleiderschrank ihr habt verweilt!

Hinfort mit euch, ihr Geister der Vergangenheit!

Gerichtsschreibreform

Viel wurde wieder einmal geschrien und geschrieben. Zeitungen gehen urplötzlich, einige Jahre zu spät, in den Widerstand. Menschen regen sich auf und ab und ab und zu auf und die Atmosphäre wird künstlich aufgeheizt und zerstört durch den gefürchteten »Schreibaufeffekt«. Man möchte einfach nicht das Rechtschreibförmchen umsetzen und weigert sich mit der Trotzigkeit von Rotznasen – sicherlich ein mutiger Auftritt. Bravo!

Man wird später einmal Gedenktage nach den Widerständlern benennen und ihnen Museen und Mausoleen bauen und feierlich Kränze davor niederlegen. Heeresmusikchöre werden traurige Symphonien und Zapfenstrieche dazu spielen.

Man fragt sich nur, woher die Aufregung kommen mag?

Das Schlimmste, was passieren kann, ist doch, dass man sich weigert, den folgenden Satz aufschreiben:

»Ein fantasievoller Delfin fotografiert eine Sauerstoffflasche.«

Das ist die Aufregung selbstverständlich wert, denn es ist ein häufig in der Literatur und Tagespresse verwendeter Satz. Ihn nun anders zu schreiben, kommt einer Kulturkatastrophe bedenklich nahe und man kann gar nicht früh genug damit beginnen, Katakomben und Schlupfwinkel anzulegen, in denen konspirative Treffen stattfinden können. Mutige Verleger und Redakteure sitzen dort beisammen und fragen sich, wie man das verhindern kann.

»Ja«, ruft das Volk den Resistenten in den Residenzen zu, »auf in den Widerstand. Rächt euch an der Schreibung, richtet die gerechte Schreibweise wieder auf. Nieder mit dem Rechtsruck und der Rechtsschreibreform. IHR SEID DAS VOLK. Kommen dämliche Pack, das sich immer noch darüber aufregt.«

Es gibt weitaus schlimmere linguistische Vergehen, gegen die man ankämpfen könnte. Beinahe unbemerkt von der öffentlichen Diskussion hat sich in den letzten Jahren dramatisch die Sprache der Juristen weiter von der von Menschen entfernt. Und die Lage spitzt sich zu. Eine Zeitbombe, ein brodelnder Krisenherd, eine drohende humanitäre Katastrophe, an deren Ende 1000seitiges Gebrabbel steht. Babylon mitten in Berlin.

Erstmals wurden bereits Juristen in Supermärkten beobachtet, die ratlos vor einer Kasse standen und sich weigerten zu zahlen, da ihnen nur ein Kassenbon, nicht aber ein dringlicher Zahlungsbescheid mit fristbezeichnetem Mahnwiderpruchsrecht ausgehändigt wurde. Kein ordentlicher Bescheid - kein Geld. So einfach ist das, wenn man ein Jurist ist.

Jenseits eines gerechten oder ungerichteten Schreibreförmchens benötigen wir daher dringend eine Gerichtsschreibreform. Wenn die Einfuhrbestimmung von Karamellbons in die EU mehr Worte benötigt als die amerikanische Unabhängigkeitserklärung, dann stimmt etwas mit der Verhältnismäßigkeit nicht mehr.

Der Alltag wird ohne die neue Gerichtsschreibreform erschwert. Juristen denken sich dann täglich ungehindert neue Sätze aus, die niemand mehr versteht und keiner je benötigt hat. Neulich fragte ich mich beispielsweise, ob es für mich weiterhin sinnvoll und vorgeschrieben sei, Krankenkassenbeiträge zu zahlen, ohne dadurch meinen Haar- ausfall bremsen zu können oder schönere Zähne zu bekommen. »Nun ... da muss man nur in das Sozialgesetz- buch schauen ...«, sagte mir eine Bekannte und genau das tat ich.

Dort findet man durchaus hilfreiche Hinweise, wie zum Beispiel den folgenden:

»Nach Absatz 1 Nr. 9 oder 10 ist nicht versicherungsp- flichtig, wer nach Absatz 1 Nr. 1 bis 8, 11 oder 12 versie- cherungspflichtig oder nach 10 versichert ist, es sei denn, der Ehegatte oder das Kind des Studenten oder Praktikan- ten ist nicht versichert. Die Versicherungspflicht nach Ab- satz 1 Nr. 9 geht der Versicherungspflicht nach Absatz 1 Nr. 10 vor.«

Die einfache Frage, ob man nun Krankenkassenbeiträge zahlen muss und ob man dann als versichert gilt, umfasst nicht weniger als 2789 Wörter. Natürlich weiß man dann immer noch nicht, gegen was man eigentlich versichert ist. Das muss dann woanders nachgelesen werden. 2789 Wor- te ist in etwa die Anzahl, die Ernest Hemingway brauchte, um Weltliteratur zu verfassen.

Ich schlage daher allen, die in den Widerstand gehen wol- len, vor, zukünftig jeden Satz in erfundenem Juristen-

deutsch zu formulieren. Und zwar so lange, bis man Juristen wieder Anstand und Sprache beigebracht hat! Der Widerstand formiert sich gerade. Wir hoffen dabei auf zunehmenden zivilen Ungehorsam.

Gestern habe ich damit begonnen, bin ins Büro gefahren und habe meine Kollegin gefragt, ob sie auch ein »gemäß CE Siegel und Brandschutzverordnung erhitztes Getränk haben möchte, das nach § 47 Abs. 3 der Einfuhrbestimmungen über südamerikanische Fruchtttransporte und gemäß §22 Abs. 9 bis 12 über das Inverkehrbringen aufgebühter Heißgetränke in Ländern der EU ausgedenkt werden darf, sofern der Ausschanke nicht gewerblicher Art und Absicht ist und damit nicht unter die Bestimmungen zur Führung einer Schankwirtschaft mit Heißgetränkeverkehrbringungsgenehmigung fällt.

Und das ist erst der Anfang. Wir werden so lange unverstänlich reden, bis meine geforderte Gerichtsschreibreform beschlossen wird und irgendwann einmal Paragrafen auf Deutsch formuliert werden, wie z.B.:

»Kaffeetrinken und Kaffeebringen darf jeder. Bier nicht. Es sei denn, er ist Wirt und über sechzehn Jahre alt.«

Absage an das Angebot ein Märtyrer zu werden

Ich danke Ihnen für das Zutrauen,
doch bitte ich sie einmal näher zu schauen mich an.
Und erklären sie mir dann,
woher sie hatten die Vision,
ich wolle sterben per Detonation?

Auf elf versprochene junge Frauen
will ich meine Zukunft wohl eher nicht bauen.
Und wann soll denn bloß ein Mann
sich kümmern um all die Damen,
bei nur zwei gesunden Armen?

Sie haben da einen sehr merkwürdigen Traum,
und würden sie nicht ständig Bomben bauen,
ja dann merkten sie irgendwann,
wie glücklich man lebt mit nur einer Liebe
und ausreichend dies ist für all meine Triebe.

Ach übrigens: Am liebsten bewege ich mich kaum
und möchte nicht klettern über einen Zaun
mit Gürtel an und Sprengstoff dran.
Ich bin ganz zufrieden auch ohne viel Regung
und möchte nicht teilhaben an der Bewegung.

Nein, nein, das alles erscheint mir
doch sehr übertrieben
und ablehnend Bescheid gebe ich daher Ihnen,
auf das sehr freundliche Angebot,
ein Märtyrer zu werden für ihren Despot.
Oder einfacher ausgedrückt ist des Pudels Kern ...

Ich lebe einfach viel zu gern!

Trennungsgedicht für ein Haustier

Es tut mir Leid du kleine Mücke,
dass ich dich jetzt aus Wut zerdrücke,
aber du bist nun mal kein Hund.

Könntest du bellen, kaufte ich dir 'ne Leine
aber du hast so kleine
mickrige Beine,
dass du mir beim Joggen nicht folgen kannst.

Du reagierst nicht, wenn ich dich pfeife
und wedelst nicht, wenn ich dich kneife.

Das Katzenklo hast du nicht einmal benutzt
und mit dreckigen Füßen meine Wände beschmutzt.
Es ist mir teuer
zu zahlen Tiersteuer!
Und ich weiß nicht mal mehr, wovon du dich ernährst.

Den Pansen, den ich für dich besorgt,
ließest du liegen,
nun ist er verdorrt.
Auch das Gemüse rührtest du nicht an
und stichst mich, als ob ich dann
verstehen kann,
was du denn eigentlich von mir willst.
Geheimnisse hatte ich nie vor dir,

erzählte von meinem Empfinden.
Es kam nichts zurück und glaube mir,
meine Liebe sah ich langsam schwinden.
Wir haben uns auseinander gelebt,
auch wenn du noch an meinen Ohren klebst
und mir mit nervendem Flügelschlag
verdeutlichst, was du mir zu sagen hast.

Du störst meine Ruh!
Du bist undankbar, du!
Eine Trennung ist unausweichlich
bemüht habe ich mich, so denke ich, reichlich.

Komm setz dich rüber zu mir an die Wand,
ich streichele dich sanft mit meiner Hand.
Ich erzähl keinen Quatsch!

PATSCH

Wortklauberei an einem überfüllten Bahnschalter

Die Bahn!

Normalerweise erfolgen an dieser Stelle bereits die ersten automatisierten Lacher im Publikum – das ist heute anders – na gut.

Die Bahn ist aber lustig, dafür werfe ich die eine oder andere Hand von mir ins Feuer. Man lacht gerne über die Bahn und das erfolgt ganz von selbst. Die Bahn ist mittlerweile ein so genannter »basic of humor« geworden, wie wir es in Neudeutsch ausdrücken würden. Andere basics of humor prasseln in geballter Form an speziell lustigen Tagen auf uns ein, zum Beispiel am Rosenmontag. An diesem Tag gilt beispielsweise das Verwenden bestimmter, im Alltag als unredlich bezeichneter Wörter als Nonplusultra des guten Humors, zum Beispiel das Verwenden des Wortes »furzen«. Es reicht meist aus, wenn der mit einem lustigen Hut bekleidete Redner auf der Bühne eine kleine Sprachpause einlegt, verschämt den Kopf nach unten hält und sich die Hand vor den Mund hält, ehe er das Wort »furzen« ausspricht. Der Kölner Gürzenich liegt ihm dann schreiend zu Füßen, es poltern Raketen und man brüllt und kreischt und hält sich die nicht unerheblich gewichtigen Bäuche vor Lachen. Meistens lacht das Publikum im Gürzenich genauso laut wie im letzten Jahr und im Jahr davor und dem Jahr, was vor dem Jahr davor war. Das menschliche Gemüt ist

vergesslich und einfacher konstruiert als uns die Wissenschaft weismachen möchte.

Ebenso unlustig, wie das Wort »furzen«, sind die leidigen Darstellungen über die Unterschiede von Männern und Frauen. Auch sie sind früher einmal basics of humor gewesen. Heute, so denke ich, sind sie eher ein »tumor of humor« – sie sind tödlich langweilig. Ich höre mir keine Minute mehr an, dass Männer nur mit einer Gehirnhälfte denken und Frauen lieber reden als zu diskutieren. Das Thema kann ganz allgemein als abgefrühstückt bezeichnet werden. Amerikanische Psychologenpärchen scheinen das noch nicht begriffen zu haben, sonst würden sie nicht jedes Jahr das gleiche Buch veröffentlichen, nur dass es einmal heißt, Männer kämen vom Mars und Frauen von der Venus und dann, dass Frauen lieber Schuhe kaufen, als einzuparken oder so. Das ist natürlich kompletter Unsinn.

Meine männlichen Freunde kommen in aller Regel aus Hamburg, vom Niederrhein, aus Recklinghausen oder sonst wo her. Keiner meiner männlichen Freunde kommt vom Mars. Und Schuhe trägt jeder von ihnen. Da es alles gestandene Männer in den Dreißigern sind, kann man zudem davon ausgehen, dass sie sich, ungeachtet ihres Geschlechts, die Schuhe selbst gekauft haben. Echte Männer kaufen echte Männerschuhe gerne selbst. Das Leben strafft das Buch Lügen.

Die Frauen, die ich kenne, kommen in aller Regel nicht von der Venus sondern aus Hamburg, vom Niederrhein oder aus Recklinghausen. Aber die Behauptung, das sei anders,

kann als Ausdruck amerikanischer Überschätzung der Möglichkeiten der NASA verstanden werden.

Zum Glück ist Amerika sehr weit weg und es empfiehlt sich nicht alles zu übernehmen oder sogar zu lesen, was aus diesem fernen Kontinent kommt.

Sonst bekommen unsere Kinder demnächst ihren Universitätsabschluss nicht mehr durch Denken, sondern nur, wenn sie gut Basketball spielen können oder in engen Röcken hüpfend Puschel werfen. Sie halten dann Tick, Trick und Track für die Dreifaltigkeit. Ich hoffe inbrünstig darauf, vorher zu sterben, um das nicht mehr erleben zu müssen.

Ach, ich gerate mal wieder ins Plaudern. Wie kam ich eigentlich darauf, was war denn noch mal Thema? Genau!

Was um Himmels Willen soll an der Bahn lustig sein?

Prinzipiell natürlich nichts! Jedoch, man kann sich selbst die eine oder andere lustige Situation konstruieren, wenn man nachmittags über Langeweile hat und sich überlegt, wo man hinfährt, um andere Menschen in ein hübsches Wortgefecht zu verwickeln.

Neulich hatte ich wieder Langeweile, ging an der Nord-Süd-Fahrt entlang spazieren, zog hinkend mein linkes Bein hinter mir her, während ich an jeder sich mir bietenden Ampel die Straße überquerte. Es dauert wesentlich länger mit einem hinkenden Bein die Fahrbahn zu überqueren und die Autofahrer verpassten so eine komplette Grünphase. Es war Rushhour und die Fahrer wirkten in ihren vierzig Grad heißen Autos recht unentspannt und zunehmend un-

geduldig. Aber niemand hupt und keiner überfährt einen Behinderten, sodass man im Schutze des hinkenden Beins für ein wenig Verkehrschaos sorgen kann. Sonst habe ich an diesem anarchischen Spiel immer Freude, aber an diesem Tage blieb sie erstaunlicherweise aus.

Also musste ich mir etwas anderes ausdenken, um dem Tag so etwas wie Sinn zu verleihen. Hin und her überlegte ich, liebäugelte damit, mich auf einen Bollerwagen zu setzen, meine Beine nach hinten zu schlagen, eine Decke darüber zu legen und dann noch langsamer die Fahrbahn zu überqueren. Rollend hätte ich den Verkehr für zwei Grünphasen stoppen können. Aber Kriegsveteranen sind in Deutschland in aller Regel nicht Mitte dreißig, es hätte ein wenig gekünstelt gewirkt. Außerdem sind die Kugellager meines Bollerwagens derzeit in einem schlechten Zustand und quietschen.

Ich verwarf die Idee!

Eine andere Behinderung musste her und so verlieh ich mir für den Rest des Tages ein germanistisches Diplom, welches in Wirklichkeit in unerreichbarer Ferne geblieben ist. Aber wen kann man damit ärgern, fragte ich mich und plötzlich fiel mir ein - natürlich, einen Schalterbeamten der Bahn.

Ich hob meine Gehbehinderung zum Erstaunen der Autofahrer urplötzlich auf und ging eiligen Schrittes in Richtung Hauptbahnhof.

Dort suchte ich mir eine Schlange, von der ich ausging, dass sie im Laufe der Warterei wohl noch größer werden

würde. Und in der Tat - sie wurde, während ich wartete, immer größer. Erst standen fünf, dann zehn Menschen hinter mir. Dann wurde die Schlange so lang, dass sie aus dem Raum des Fahrgastzentrums herausführte und zuletzt konnte ich noch einige Rucksacktouristen außerhalb des Bahnhofs auf der Domplatte erblicken, die sich am Seitenportal in die Schlange stellten.

Na dann habe ich ja ausreichend Zeit, um den Schalterbeamten ein wenig zu entnerven, dachte ich und baute meinen Körper vor ihm auf.

Der anschließende Dialog lief in etwa wie folgt ab und gilt als mein Gesellenstück im Bereich der germanistischen Wunschbehinderung.

»Sie wünschen?«

»Was soll das heißen – sie wünschen? Wieso soll ich ihnen erzählen, was ich mir wünsche? Sie sind doch weder kompetent noch befugt, meine Wünsche zu erfüllen. Und überhaupt - was würden sie denn darauf antworten, wenn ich ihnen jetzt einige Schweinereien an den Kopf werfen würde oder ihnen meine sexuellen Präferenzen präsentiere? Sie sollten mich also nicht fragen, was ich mir wünsche. Sie sollten mich vielmehr fragen, ob ich aus der Angebotspalette ihres Unternehmens etwas erwerben möchte und ob ich diesbezüglich Beratung oder Unterstützung bei der Aushändigung benötige.«

Ich fand dies einen angemessenen Auftakt für eine germanistisch korrekte Kundenbetreuung mit Lernpotenzial für

den Schalterbeamten. Auf das etwas entgeisterte Gesicht und ein lang gezogenes Äh, folgte dann stammelnd:

»... also, wünschen sie aus der Angebotspalette unseres Unternehmens etwas zu erwerben?«

»Ja, werter Herr, deswegen habe ich mich ja in diese immer größer werdende Schlange eingereiht – na also, geht doch.«

»Würden sie mir auch sagen, was sie daraus wünschen?«

Er war erstaunlich lernfähig und eine gewisse Grundbildung kann ihm keinesfalls abgesprochen werden.

»Ja. Ich hätte gerne eine dieser fotografiebestückten Plastikkarten zur reduzierten Bahnmitfahrerei.«

»Sie meinen eine Bahncard?«

»Sie mögen es so nennen, aber korrekt ist das sicherlich nicht. Unter einer Bahncard würde ich zunächst eine Schienennetzkarte im Faltformat von Falk verstehen, auf der alle Wege eingezeichnet sind, die man mit der Bahn zurücklegen kann. Es wäre aber auch denkbar, dass eine Bahncard eine Postkarte mit der Abbildung einer Bahn ist. Zu guter Letzt muss man bedenken, dass es sich ausgesprochen bei ‚Card‘ nicht unterscheiden lässt, ob es sich nicht um ein ‚Kart‘ handelt - also ein motorbetriebenes Kleinstgefährt, mit dem man in Hallen seine automobiliareren Fähigkeiten im Rennbereich erproben kann. Ein Bahnkart wäre in diesem Falle also ein Spaßgerät. Ich bin aber nicht hier, um Spaßgeräte zu erwerben, sondern um eine ernsthafte Investition zu betreiben.«

Ein souveränes zwei zu null, wie ich fand. Keinerlei Gegenwehr, die Mauer meilenweit weg von meinem Zungenstoß.

»Und was meinen sie mit Bahnmitfahrerei?«

»Nun, es ist einfach nicht richtig, wenn sie behaupten, ich sei Bahnfahrer, auch wenn mich ihre Kollegen in den Zügen so betiteln. Ein Bahnfahrer ist der, der die Bahn lenkt, fortbewegt, also fährt. Im Auto benennt man Mitreisende auf Vordersitzen deswegen ja Beifahrer. Der Autofahrer ist der, der selbst fährt. Hier wird deutlich unterschieden zwischen Fahrer und Beifahrer. Bei einer Bahnfahrt bin ich jedoch nicht Bahnfahrer und auch kein Bahnbeifahrer, denn ich sitze ja nicht vorne neben dem Lokführer oder bin sogar selbst Lokführer, sondern ich nehme in einem der behaglichen Großraumwagen platz. Folgerichtig bin ich im eigentlichen Sinne ein Bahnmitfahrer. Und genau dafür würde ich gerne eine dieser fotografiebestückten Plastikkarten erwerben, die mich dauerhaft Preis reduziert mitfahren lassen. Und bitte erzählen sie mir jetzt nichts vom Bahnkomfortkunden, wenn ich genug Punkte sammle. Da reagiere ich aber ganz allergisch drauf. Es kommt vor, dass ich mit der Bahn mitfare, und Bahnmitfahren erscheint manchmal sogar komfortabel. Aber generalisieren lässt es sich nicht. Setzen sie sich einmal in einen Regionalzug nach Königswinter, dann wissen sie genau, dass einen das Aushängen eines Ausweises keinesfalls zu einem Bahnkomfortkunden macht. Das ist Bahnmitfahren ohne Komfort, und der Ausweis führt in die Irre. Darüber hinaus hätte ich

aus ihrer Palette auch gerne einen Mitfahrerlaubnisschein von Köln nach Berlin. Und natürlich einen Zurückreiseschein.«

»Sie meinen eine Rückfahrkarte?«

»Nein, ich brauche keine Rückfahrkarte. Rückfahren gibt es in der deutschen Sprache gar nicht. Man kann rückwärts fahren. Aber wollen wir mal ehrlich sein - wir sind doch hier nicht auf dem Rummelplatz. Ich will auf keinen Fall rückwärts fahren, davon wird mir übel. Ich will von Berlin zurück nach Köln reisen. Dafür brauche ich einen Zurückreiseschein.«

Ich hatte ihn in der Tasche, keine Frage. Ein verbaler Zungenhatrick führte mich zum drei zu null, wie es mir schien. Ich freute mich schon darüber, wie lustig die Bahn war und wie viel Spaß man mit der Bahn haben kann. Ich drehte mich siegesgewiss um, die Schlange war mittlerweile schätzungsweise beim Neumarkt angelangt, und ich dachte den Schalterbeamten schon restlos entnervt zu haben, aber plötzlich blickte er mich freudestrahlend an, lächelte und reichte mir die Hand.

»Sagen sie mal, kommen sie aus Ostberlin, aus der ehemaligen DDR?«

»Wie kommen sie denn darauf?«

»Na ja, so die ganze Art, wie sie sich ausdrücken und diese vielen umständlichen Formulierungen. Die erinnern mich an früher, als ich noch koffeinhaltige Erfrischungsgetränke erfunden habe. Fotografiebestückte Plastikkarte, Zurückreiseschein, das hätte von mir sein können.«

»Von ihnen, wieso von ihnen?«

»Nun, ich war im Landeskollektiv für Spracherhaltung tätig.«

Scheiße, dachte ich. So lustig ist das hier doch nicht. Wenn der gleich anfängt, dann kannst du dir dein Gesellenstück von der Backe putzen, vor dir sitzt ein Meister.

Ich entschuldigte mich bei ihm, erklärte ihm, das alles sei wohl ein großes Missverständnis und humpelte, ein linkes Bein hinter mir herziehend, wieder in Richtung Nord-Südfahrt zurück. Vorher kaufte ich mir in einem Sportgeschäft Kugellager, ich wollte den Tag schließlich nicht total verdorben hinter mir lassen.

Wortspielchen (Gegensätze)

DU ICH

RUHE DISCO

GESAGT GETAN

KÖLN MERAN

DISPO DEPOT

Neulich auf dem Exerzierplatz

»Die Augen links!«

Entschuldigung, Herr Äh, Herr Äh, ... na Dings.
Links? Da gibt's doch nichts zu sehen!
Wir sollten rechts die Köpfe drehen
und uns erbauen beim Anschauen der Soldatenfrauen.
Ihre find ich super süß!
Der Hintern rund, die Augen tief.
Die Titten find ich auch nicht schlecht,
doch scheinen die nicht wirklich echt
zu sein, so rund und doch so fein.

»Zurück ins Glied!!!!«

Ich würd ja gern, Herr General,
doch bin ich nicht so sehr genial,
dass ich herein ins Genital
noch einmal kann.
Der Aufgabe ich bin entwachsen,
schon viel zu lang bin ich erwachsen
und würde Vater Schmerz bereiten,
beim Versuch, ins Glied zu schreiten.

»Stillgestanden!«

Mein Gott, klingt das reaktionär!
Sie tun ja so, als ob das wär'
so einfach mit dem stillen Stand.
Doch liegt es längst schon auf der Hand.
Die Zeit, sie bleibt wohl niemals stehen,
die widersetzt sich, bitteschön.
Und auch die Erde lacht nur heiter
und dreht sich einfach immer weiter.

Wollen Sie Geschicke lenken,
dann bitt ich Sie zu überdenken
ihre Art Befehlerei, die unlogisch, nur Wortebrei.
So kommt nichts Gutes dabei raus.
Auf Wiedersehen, ich geh nach Haus
und lass sie weiter paradieren,
wir können mal telefonieren.
Sie haben mich zwar nicht gebeten ...

... doch ich bin schon mal weggetreten!

Was machen denn die Fischstäbchen in den Taschen meiner Oberhemden?

Was machen denn die Fischstäbchen hier
in den Taschen meiner Oberhemden?
Du warst die ganze Zeit bei mir,
und nicht auf dem Fischemarkt in Emden.
Kannst du mir das vielleicht einmal erklären?
Sie sind ja steinhart tiefgefroren,
so kann man sie nicht einmal verzehren -
ohne die Eisschicht aufzubohren.
Hatten wir uns nicht gerade wieder zusammengerauft?
Hab ich dir nicht gestern die neue Gefriertruhe gekauft?
Du hattest sie dir so gewünscht,
da wollte ich dich doch erfreuen und hab erstanden
von AEG eine der teuren nagelneuen.
Du hattest es mir doch versprochen
und ich hatte dir geglaubt,
dass du nicht wieder Wort gebrochen
und es dir erneut erlaubt.
Geschworen hattest du es mir,
soviel Wert ein Schwur von dir!
Ich glaube dir kein Worte mehr.
Nun gib doch zu, du hast Verkehr
mit Käpt'n Iglo,
für den du wolltest entwenden
die tiefgefrorenen Fischstäbchen hier,
in den Taschen meiner Oberhemden.

Medienschnack 1: Radio

»Liebe Hörerinnen und Hörer hier auf Welle 4. Wie immer am Sonntagmorgen, so haben wir auch heute zum Medienschnack einen streitbaren Vertreter der öffentlichen Diskussion eingeladen, mit dem wir über seine Ansichten und Aussichten reden werden. Mein heutiger Studiogast ist Herr Prof. Dr. Schlaechter aus Bitterfeld. Schlaechter mit ‚ae‘, wenn ich das vielleicht noch kurz erwähnen darf. Guten Morgen Prof. Schlaechter.«

»Guten Morgen liebe Hörerinnen und Hörer daheim. Ich freue mich auf diese Sendung und darf ihnen sagen, dass ich mich über die Einladung zu dieser Sendung, die ich selbst immer wieder höre, sehr gefreut habe.«

»Vielen herzlichen Dank. Es freut mich, dass sie dieser Sendung so zugetan sind. Doch genug der Freundlichkeit. Herr Prof. Schlaechter, sie werden nicht allen unseren Hörerinnen und Hörern bekannt sein. Ich selbst habe mich in der Vorbereitung auf diese Sendung mit ihren Publikationen beschäftigt und kann, ohne bereits zu viel zu verraten, sagen, dass ihre Thesen bemerkenswert aber auch nicht unumstritten sind. Herr Prof. Schlaechter, sie sind - und auch das wird nicht allen Hörerinnen und Hörern bekannt sein - der einzige deutsche Verziehungswissenschaftler. Wie wird man das?«

»Nun, zunächst einmal habe ich Biologie studiert und danach natürlich Pädagogik. Als Nebenfach habe ich ganz viel Psychologie belegt und nach meiner Promotion erst

einmal als freier Autor gearbeitet, ehe ich die Professur in Bitterfeld angenommen habe. Verziehungswissenschaft hat einen deutlichen Bezug zur Biologie und grenzt sich daher von anderen Bereichen ab, die von sich behaupten, Sinnvolles zu Fragen der Aufzucht beisteuern zu können. Es ist ein eher naturwissenschaftlich angelegtes Fach, das jedoch auch die sozialen Anteile nicht völlig außer Acht lässt.«

»Herr Prof. Schlaechter, einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden sind sie sicherlich jüngst mit ihren ‚Zehn Thesen zur Umerziehung der deutschen Jungbrut‘, wie sie sie genannt haben. Dazu habe ich zunächst einige Fragen. Erstens: wieso sprechen sie von Jungen? Gelten ihre Thesen nicht auch für Mädchen?«

»Nun, hier liegt schon eines der großen Missverständnisse vor, was mein Werk angeht. Ich spreche im Rahmen von Nachwuchs immer von ‚Jungen‘ oder eindeutiger von Jungbrut und nicht von Kindern. Ich hatte ja eingangs schon erwähnt, dass sich die Verziehungswissenschaft vor allem auf biologische Wurzeln beruft. Von Jungen oder Mädchen zu reden, ist stigmatisierend und eher eine Frage für die Kollegen im Gender-Mainstreaming-Bereich. Das Geschlecht hat mit Aufzuchtfragen wenig zu tun. Zudem ist mit der Bezeichnung Mädchen und Junge der Grundstock der Erzeuger für eine Überidentifikation mit ihrer Brut gelegt, sie geben ihnen dann Namen und keine Nummern - und die ist potenziell gefährlich. Hier fordern die Verziehungswissenschaftler mehr Neutralität und Distanz. Wir leben ja mittlerweile in einer Gesellschaft, in der schon

ungelegte Eier angeboten werden und sich tibetanischem Glöckchengebimmel und lauten Beschwörungsritualen seitens der Mütter ausgesetzt sehen, um im Schutze der Fruchtblase heranzureifen. Manche meinen ja, dass dies die Entwicklung fördere. Kaum geboren, werden dann ihre Gliedmaßen in einem Fort geknetet. Keine Untersuchung beweist bislang, dass diese indische Unsitte tatsächlich gut für die Brut ist. Schauen sie sich doch nur einmal die hohe Zahl an Krüppeln in diesem Land an und erklären sie mir dann, was an einer dauerhaften indischen Babymassage sinnvoll erscheint? Nein, sie dient nur der Mutter und ihrem Bruttrieb. Das ist zu unterbinden. Eltern müssen wieder eine gesunde Entfremdung von ihrer Brut erlernen. So ist auch die These fünf zu verstehen, die ja von der Verschleierungspflicht für alle unter 10-Jährigen ausgeht. Davon verspreche ich mir eine gewisse Möglichkeit zur Distanzierung. Ich bin froh, dies hier einmal klarstellen zu können.«

»Herr Professor Schlaechter, meine zweite Frage ist auch eher inhaltlicher Art. Eine ihrer Thesen lautet, man solle die Jungbrut im Alter von fünf Jahren von den Erzeugern trennen und sie im Ausland arbeiten lassen. Über diese These wurde in den vergangenen Wochen ja viel diskutiert und geschrieben. Können sie uns erläutern, was dahinter steckt?«

»Nun, sicher kann ich das, und die Aufregung der letzten Wochen habe ich nicht ganz verstanden. Man muss hier die Emotion aus der Diskussion nehmen und sie wieder

sachlicher führen. Die Fakten sprechen doch für sich. In der Biologie finden sich viele Tiere, die sofort nach der Geburt zur Unabhängigkeit streben. Menschen meinen jedoch, diesen Prozess bis in die späten 30-er Jahre der Jungbrut hinauszögern zu müssen. Das schadet aber allen Beteiligten. Es ist doch bekannt, dass die Sprachentwicklung vor allem in den ganz frühen Jahren gefördert werden muss. So bin ich darauf gekommen, einen zwangsweisen Aufenthalt der Jungbrut im Ausland einzufordern. Und da sie dort von irgendetwas leben müssen, sollten sie meiner Ansicht nach einfach arbeiten gehen. Arbeit hat noch niemandem geschadet. In den meisten Ländern der Welt arbeitet die Jungbrut schon frühzeitig mit. Und das mit Erfolg und ohne sich zu beklagen. Es ist nicht einzusehen, dass wir die Einzigen bleiben, die es sich erlauben, ihre Jungen nicht arbeiten zu lassen und mit Umweltsiegeln und Jugendschutzgesetzen alle anderen Länder dazu zwingen wollen, unsere Weltsicht zu übernehmen. Wohin hat uns das denn gebracht? Wir haben verweichlichte Junge ohne Winterfell und Jagdinstinkt. Sie sind introvertiert und friedlich. Wir haben Nesthocker ausgebrütet, die bis zur Rente den Schnabel aufsperrten und vorgekaute Fische in den Rachen gewürgt bekommen wollen. So geht das nicht, so ist ein Überleben nicht gesichert. Die Wirtschaft unterstützt das Konzept übrigens, denn zunehmend sind auf dem Arbeitsmarkt sechzehnjährige und noch prägungsfähige Arbeiter gefragt, die mehrjährige Auslandsaufenthalte hinter sich haben und einige Fremdsprachen sprechen können;

wobei ich mit Fremdsprache tatsächlich fremde Sprache meine und nicht diese drei oder vier europäischen Dialekte, die man ja ohnehin sprechen können sollte. Also Fremdsprachen wie finnisch, ungarisch, japanisch oder solches Zeug. Das gelingt nur, wenn wir für einen frühen Austausch sorgen. Mit zwanzig ist es dafür zu spät.«

»Vielen Dank für ihre Erläuterungen. Ich glaube, es ist sehr deutlich geworden, was sie fordern. Bevor wir später den Hörerinnen und Hörern Gelegenheit geben wollen, ihnen Fragen zu stellen, möchte ich jedoch noch auf weitere Thesen von ihnen eingehen, die wir nicht unkommentiert lassen sollten. Ihre, wenn ich das mal sagen darf, medienwirksamste und schlagkräftigste These ist ja die folgende, Zitat: ‚Auch eine harte Hand ist immerhin noch eine Hand.‘ Wie sollen wir das verstehen?«

»Nun, ich denke, dass wir aufhören sollten, unsere Jungbrut mit Füßen zu treten. Dafür gibt es im Tierreich keine Entsprechung. Die Bärenmutter weist die Jungtiere mit einem zarten Tatzenhieb zurecht, die Löwin mit der Pranke. Manchmal beißt man auch mit Nachdruck in den Nacken. Aber die Brut zu treten, ist ein menschliches Phänomen und darüber müssen wir uns gesellschaftlich unterhalten. Ich plädiere dafür, lieber mal eine harte Hand einzusetzen, als zu treten. Aus Getretenen werden schließlich selbst mal Tretende und leider keine Schlagenden. Es gilt, diesen Teufelskreis zu durchbrechen. Das habe ich mit meiner These gemeint.«

»Ist das nicht sehr provokant? Es unterstellt ja gerade so etwas wie eine kollektive Gewaltbereitschaft in unseren Familien und fordert diese sogar noch heraus.«

»Ach wissen sie, wenn man so lange im Geschäft ist wie ich und so viele Untersuchungen durchgeführt hat, dann wissen sie, dass es in den Nestern und Höhlen hier in Deutschland nichts gibt, was man sich nicht vorstellen kann. Ich glaube, wenn wir alle etwas mehr schlagen würden, dann hätten wir wesentlich weniger Gewalt als derzeit.«

»Herr Prof. Schlaechter, um auf eine weitere ihrer Thesen einzugehen und den Hörern ein rundes Bild von ihrem Fach und ihren Forderungen zu ermöglichen, ehe sie sich später den Zuhörerfragen stellen ... was steckt hinter der Forderung nach einer ‚gesteuerten Mast?‘«

»Nun, mit gesteuerter Mast ist gemeint, dass wir es nicht dem Zufall überlassen können, wer im Winter friert und wer gut durchkommt und ggf. auch draußen überwintern kann, wie ich es ja in meiner neunten These formuliere. Blicken wir uns um, dann sehen wir überall diese Knochengespenster, die nicht mal durch einen harten Winter kommen würden. Das sind Zierpflanzen, aber keine ordentliche Brut. Schlanke Körper mit Spinnenärmchen und –beinen und höchstens ein paar Muskeln über dem Knochen - dauernd studieren sie Kalorientabellen - das ist verweichlicht und widerlich! Ohne eine anständige Speckschicht können wir uns zukünftig nicht gegen Wölfe und Bären behaupten. Wir müssen daher in den Schulen endlich anfangen, ener-

giereiche Astronautenkost auszuschenken und im Sommer das Gewicht der Jungen kontrolliert verdoppeln, sonst überstehen sie die von mir veranstalteten Wintercamps ja gar nicht.«

»Äh ja, so ähnlich hatte ich das in meiner Recherche auch schon einmal gelesen. Nun, vielleicht haben wir ja später noch Zeit, über die von ihnen veranstalteten Wintercamps zu reden. Doch zuerst habe ich noch eine letzte Frage an sie. Die ‚Zehn Thesen zur Umerziehung der deutschen Jungbrut‘ sind Teil eines Buches, an dem sie vier Jahre gearbeitet haben. Was ist ihr derzeitiges Projekt? Arbeiten sie schon an einem Nachfolgewerk oder sind sie derzeit mit Vortragsreisen vollends ausgelastet?«

»Nein, ich bin schon wieder dabei, ein Buch zu schreiben.«

»Können sie mir und unseren Zuhörern verraten, um was für ein Buch es sich dabei handelt?«

»Natürlich kann ich das und gerne will ich es tun. Es ist ein Buch für ganz ganz Junge, also für die, die sie Kinder nennen. Ich schreibe derzeit an einem Kinderbuch.«

»Und wovon handelt das Kinderbuch, wenn sie schon etwas über die Geschichte verraten könnten ...«

»Ja. Es ist eine Geschichte, die von einem dreijährigen Amokläufer in einer Kindertagesstätte handelt. Er erschießt zunächst zwei Erzieherinnen, drei Elternteile und zwölf seiner ...«

»Entschuldigen sie bitte, wenn ich ihnen einfach so dazwischenfahre ... Aber das nennen sie ein Kinderbuch?

Das klingt ja grauenhaft. Also das kann doch nicht ihr Ernst sein!«

»Doch doch, natürlich ist es ein Kinderbuch. Ich erzähle die Geschichte ja in ganz einfachen Sätzen. Es ist also für Kinder und soll ihnen Mut machen. «

Sprichwörter haben kurze Beine

Herr Weniger, er ging ins Meer.
Da fragt man sich doch bitte sehr,
ob dort der schöne Spruch kommt her.
Weniger ist manchmal Meer.

Herr Gold polierte seinen Wagen.
Bei Sonnenschein, kaum zu ertragen,
die Polituren Streifen tragen.
Der Literat hier nur ergänzt:
Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Herr Besen lebt neu in dem Haus.
Den anderen ist er schon ein Graus,
er trägt nie seinen Müll heraus.
Zur Ordnung fehlt ihm halt der Mut.
Von wegen: neue Besen kehren gut.

Horrornacht

Ich laufe. Nein, ich laufe nicht. Es ist kein Laufen. Ich schreite durch Morast und taste mich vor. Scheiß Kälte! Mühsam ziehe ich die Stiefel aus dem weichen Boden und setze sie weiter vor, sinke wieder knietief ein. Das gleiche Spiel seit Stunden. Ich sehe nichts. Scheiß Nebel. Kein Laut! Die Vögel haben das Singen eingestellt. Wie bei einer Sonnenfinsternis – wenn es hier überhaupt Vögel gibt. Nichts ist zu erkennen, die Augen werden müde vom Versuch zu sehen.

Schreie!

Woher kommen die Schreie? Mein Gott, verfluchte Scheiße – woher kommen nur die Schreie? In was für eine verdammte Situation habe ich mich hier gebracht? Da! Ein Geräusch. Ein Patschen, ein dumpfes Patschen ist zu hören und diese Schreie. Ich wende den Kopf. Wenn die Schreie nicht wären, dann könnte ich hören woher das Patschen kommt. Es kommt näher. Es kommt auf mich zu. Ich hocke mich hin, lautlos, höre auf zu atmen. Mein Pulsschlag wird mich verraten. Ein Trommeln im Nebel, mein Herz!

Eine Gestalt taucht auf. Es ist eine Frau, sie versucht durch den Morast zu rennen. Oh Gott! Was geschieht hier?

Sie rennt auf mich zu, wenn man es rennen nennen kann, in diesem Moor. Ich lege mich hin, tief in den Morast,

grabe meinen Körper ein und blicke hoch. Die Kälte und Nässe kriecht durch meine Kleidung. Die Frau zieht ihre Füße aus dem Morast und rennt an mir vorbei. Sie sieht mich nicht. Eine weitere Gestalt taucht auf. Ein Mann, man kann es an der Bewegung erkennen, bevor man den Kopf sehen kann. Er hält etwas in seiner Hand.

Die Schreie der Frau dröhnen in den Ohren. Der Mann folgt ihren Spuren, er ist nicht mehr weit entfernt. Nicht von ihr und vor allem nicht von mir. Was hat er in der Hand? Was zum Teufel ist das?

Oh Gott ...! Oh Gott ...! Es ist eine Filmkamera. Oh Gott, er rennt mit einer Filmkamera hinter ihr her. Sie schreit. Er rennt hinter ihr her, wackelt mit der Kamera und filmt sie. Oh Gott, was wird das für ein Film?

Ich drücke den Kopf in den Morast. Niemand hat mich gesehen. Sie nicht, er nicht. Die Schreie entfernen sich weiter – der Mann ist weg. Was ist das hier?

Mein Herz beruhigt sich, mein Atem wird normal. Ich stehe auf. Ich gehe weiter, dreckig, nass, von Kälte erstarrt. Der Nebel wird dünner, die Füße sinken nur noch bis zum Knöchel ein. Ich verlasse das Moor! Ich habe das Moor überlebt! Ich!

Da! Ein Wald, fester Boden. Ich beginne zu rennen, ich habe festen Boden unter den Füßen. Von weitem höre ich Lärm. Hier müssen Menschen sein. Menschen. Rettung. Wo Menschen sind ist Hoffnung. Es ist Musik oder der Rest davon, was zu meinen Ohren vordringt. Ich renne, mein Atem gefriert, mein Herz schlägt bis zum Hals. Ich

renne auf den Lärm zu. Lichter. Bunte Strahler, ein Turm aus Boxen. Im Wald. Ich verstehe es nicht. Näher ran, ich muss näher ran!

Eine Bühne. Etwas auf der Bühne. Ich erstarre. Ich kann die Gestalt erkennen. Sie trägt eine silberne Maske. Sie macht Hip-Hop. Oh Gott, Hip-Hop auf Deutsch! Menschen Schreien. Es ist Entsetzen, es kann keine Begeisterung sein – ich weiß es nicht genau. Ein Hip-Hopper mit einer Maske. Schrecklich. Jetzt erkenne ich ihn. Sido. Mein Gott, es ist Sido! Wie mag es nur unter seiner Maske aussehen? Schrecklich diese Fantasie – weg damit!

Ich muss weg hier – grauenhaftes Erlebnis. Schreie im Moor, ein Sido-Konzert! Weg hier! Ich schlage mich durchs Unterholz. Weiter weg, weg vom Grauen, weg von dem deutschen Hip-Hopper mit der Maske. Grauen!

Röcheln. Oh Mann, ich höre etwas röcheln. Hört das denn nie auf? Ich schlage mich durch das Gebüsch. Eine Lichtung, freies Feld. Ein Mann, liegt am Boden. Er ist nicht weit entfernt. Er hat einen ungeöffneten Fallschirm auf dem Rücken. Ein anderer Mann kniet vor ihm. Es ist ein Notarzt, nein kein Notarzt, er hat keine Rettungsweste an. Er trägt ein gelbes T-Shirt mit einer Zahl drauf. Oh Gott, was für ein Grauen! Es sieht aus wie – nein, es ist Guido Westerwelle. Er wird sich doch nicht etwa über diesen fast toten männlichen Körper ...

– Nein! Was für eine Welt. So kann man doch nicht leben! Ich renne zurück in den Wald, an dem Hip-Hopper vorbei, dann weiter ins Moor. Ich suche das schreiende Mäd-

chen. Ich suche den Filmmacher. Ich will in diesen Film, in diesen grauenhaften Film, in dem alle schreien und die Kamera wackelt. Ich will allen erzählen, was ich erlebt habe. Ich will ihnen erzählen, dass ich Sido gehört habe. Ich will ihnen erzählen, dass ich Guido Westerwelle gesehen habe. Ich muss mit jemandem über das Grauen reden. Ich habe der Hölle ins Auge geblickt und die Musik des Satans gehört. Ich falle hin und bleibe liegen. Mein Kopf dröhnt, mein Herz setzt aus.

Dann wache ich auf. Was für eine grauenvolle Nacht. Schweiß rinnt die Stirn runter. Ein Film mit schreienden Mädchen, Sido und Guido Westerwelle, Horror!

Eine echte Horrornacht.

Wortspielchen (Pong Ping)

schweigen ist Gold.

dann heißt er auch Volt.

mal kriegst du Sold.

damit er gut rollt.

damit sich's gut schmollt

sagt man ich hab's nicht gewollt

Reden ist Silber,

Strom heißt mal Watt,

Mal kriegst du Geld,

Ein Ball ist schön rund,

Ich habe dicke Lippen

Ist es zu spät,

Okay, die Zigaretten
hab ich nicht verzollt!

EM Nachlese 2004

Der deutsche Fußball läuft nicht rund,
doch doch, die Herren sind gesund;
nur etwas müde dann und wann,
so dass man nicht lang spielen kann.

Sechzig Minuten nach dem Start
wachten sie auf
und nahmen Part
an der Partie,
so spät wie nie.

Sie wussten nicht, dass Zeitarbeit
ist ungewöhnlich oder peinlich
und man ist so nicht gefeit
vor Untergang,
auch wenn er kleinlich,
von Reportern herbeschworen,
die selten reden ausgegoren.

Der deutsche Fußball scheint sehr eckig
doch sauber bleibt man,
wird nicht dreckig,
wenn man nur steht mit kühlem Blick
schaut leidend zu beim Missgeschick.

In der Kabine fließen Tränen;
man flucht bisweilen über Dänen,
die schneller sind im kleinen Land,
da hilft auch nicht mehr Gottes Hand.

Zum Start da war ich fern vom Klagen,
kaufte mir Schal und Mütze,
Bier und Farben
und malte an mein Zimmerlein
in schwarz rot gold,
wollt dankbar sein
und ewig Treue fest ihnen schwören,
doch konnten sie mich wohl nicht hören.

Erst nach dem zweiten Gruppenspiel,
erstand ich einen Besenstiel
und webte mir ein Fähnelein
hing's in den rauen Wind hinein.

In schwarzen Staben buchgerecht,
schrieb ich was drauf,
das war wohl schlecht.
»Bring the boys home«
war hier zu lesen,
auf meiner Fahne an dem Besen.
Worüber ich mich heut empör,
sie fand bei Völler wohl Gehör.

Es plagt mich mein Gewissen schlecht.
Entschuldigung Deutschland,
wohl zu Recht,
klagt ihr jetzt mich, nicht Völler an.

Wie konnt' ich rechnen denn damit,
dass Käthe wirklich Englisch spricht?

Prävention statt Kopierschutz

(Leitartikel der Wochenendbeilage einer großen Tageszeitung)

Ein Kavaliersdelikt, so dachte Jens Schrader noch, als er sich eine Musik CD anhörte. So wie Jens, so hören täglich Millionen Menschen Musik und summen die Melodie leise vor sich hin oder singen unter der Dusche mit. Oftmals machen sie sich dabei keine Gedanken über die Eigentumsrechte der Lieder. Ein Kavaliersdelikt ist dies schon lange nicht mehr. Die Musikbranche hat den Handlungsbedarf erkannt, doch diesmal setzt sie nicht auf Kopierschutz, sondern auf neue Technologie und auf präventive Ansätze.

Nicht nur das unerlaubte Hören von Musik gerät derzeit in den Blickwinkel von Juristen und Versicherungen. In den Vereinigten Staaten verklagte jüngst Virgin Records eine Familie auf eine Million Dollar Schadensersatz, weil sie ihren Sohn auf den Namen »Lenny« getauft hatten. Virgin bewertete dies als eine Verletzung der Eigentumsrechte an dem Vornamen des gleichnamigen Rockstars. »Unerhört«, so der Sprecher des Labels. »Es gibt Tausende von Vorna-

men, auf unsere Kosten sein Kind zur Berühmtheit zu machen.«

Nach Angaben des Anwalts der Familie habe man sich aber inzwischen außergerichtlich geeinigt, nachdem die Familie eidesstattlich erklärt hat, dass ihr Sohn niemals Gitarre spielen werde. Darüber hinaus habe man zugesichert, dass sich der weiße Knabe niemals künstlich pigmentieren lasse, um ein negrophiles Aussehen zu erlangen und es so zu einer Verwechslung mit dem gleichnamigen Rockstar kommen könnte.

Eine solche Regelung gab es vor Jahren nicht und ist neu in den Vertragswerken der Musikmacher.

Die künstliche Hautverdunkelung durch Pigmentierung und das Aufhellen durch De-Pigmentierung stellen heutzutage keine ernsthaften medizinischen Herausforderungen mehr dar. Sie finden in der Musikbranche zunehmend Verbreitung, seitdem sich weißer Hip-Hop immer schlechter verkaufte. Viele der etablierten Künstler haben daraufhin die Hautfarbe gewechselt. »Die Verfahren gelten mittlerweile als ausgereift und werden nun preisgünstig in Praxen einem Massenpublikum angeboten«, schrieb jüngst der »Lancet«, die renommierte medizinische Zeitung. Man sei »... über das frühe Versuchsstadium der ersten Popstars hinaus.« Damit ist zukünftig für viele Normalbürger der Weg frei, sich äußerlich ihrem Idol weiter anzunähern und so befürchtet die Industrie bald nicht mehr nur gegen das unerlaubte Tragen von geschützten Vornamen anzukämpfen, sondern auch gegen das unerlaubte und widerrechtliche Aussehen nach Rockstar. »Juristisch ein völlig ungeklärter und grauer Be-

reich«, so Steve Wilmers, Anwalt einer namenhaften Plattenfirma. Doch vielleicht ist dies noch Zukunftsmusik, während das unerlaubte Tragen geschützter Vornamen bereits ein Faktum darstellt.

Das Beispiel der Familie aus den Staaten zeigt jedoch auch die Kompromissbereitschaft der multinationalen Konzerne auf. Der Junge durfte seinen Vornamen behalten. Zu übertriebener Sorge gibt es zudem keinen Grund. »Man wolle sich nicht alle Vornamen schützen lassen, sondern nur die der Multiseller«, so Wilmers. Auch in Deutschland nimmt die Zahl derer, die Gruppennamen als Vornamen tragen wollen, täglich zu. Tausende von Eltern fragten bereits bei Standesämtern an, ob sie ihre Kinder »Fanta4« oder »Sportfreund« taufen dürften. Noch bestehen hier seitens der Ämter keine Bedenken, eine Gesetzesgrundlage fehlt.

Es ist somit möglich, solange man sich mit der Industrie einigen kann. Doch die Familien seien nach dem Beispiel in den Vereinigten Staaten gewarnt. Ohne eine Abklärung, kann dies ein teures Unterfangen sein. Auf

das Zugeständnis der Industrie indes wird man sich nicht automatisch verlassen können. Unerlaubtes Tragen von Vornamen endet nicht selten in einer zwangsweisen Umbenennung und Ordnungsstrafe. Das Strafmaß wurde in besonders schweren Einzelfällen sogar schon erhöht. Mehreren Familien wurden in Musterprozessen bereits auch die Nachnamen aberkannt.

Doch die juristischen Büros der Plattenfirmen sind mit diesen Problemen bislang nur in geringem Maße beschäftigt. »Höchstens sechs bis acht Prozent unserer Arbeit macht das Klagen gegen das Tragen geschützter Vornamen aus«, so schätzt Wilmers. Das Hauptaugenmerk gilt immer noch dem Kernbereich, dem unerlaubten Musikhören. Nachdem mittlerweile seitens der Industrie technisch verhindert werden konnte, dass eine im Laden erworbene CD auch in allen CD Spielern angehört werden kann, ist man in den Labors von Sony und EMI gedanklich schon einen Schritt weiter.

»Wir arbeiten gerade an einem völlig neuen Verfahren, das den alten Kopierschutz ablösen

wird. Dazu sollen für das Ohr fast unhörbare Nebengeräusche auf die CD produziert werden. Derzeit ist es im Versuchsstadium, aber man hört noch zuviel. Zukünftig wollen wir aber eine CD produzieren können, auf der das Lied absolut nicht mehr zu erkennen ist, sondern nur noch als fast unhörbares Nebengeräusch existent ist und dennoch das volle Gefühl vermittelt«, so einer der Entwickler. Erreicht wird dies durch ein völlig neues technisches Herstellungsverfahren. Dabei werden die erzeugten Töne in den unteren Wellenbereichen gemorpht und oben strapaziert. Zudem wird die CD mit einer neuen Oberfläche bedampft, die aus intelligentem Silikon besteht.

„Nur so habe man die Chance, die gleiche CD mehrmals an dieselben Kunden zu verkaufen“, war auf der Entwicklermesse für Kopierschutz in El Paso zu hören. »Schließlich kaufen Menschen immer wieder das, was ihnen ein gutes Gefühl vermittelt«, sagt Paul Gaynor, der Verantwortliche des Projektes. Parallel zu dieser Entwicklung ist auch der Trend zu verstehen, dass das aufwendige Be-

drucken der CD-Cover zukünftig wohl nur noch bei Nischenanbietern und Kleinstfirmen zu finden sein wird. Die Macher und Marktführer der Branche gehen auch hier andere Wege. Die Cover der Zukunft werden nur einen Farbton haben.

Die unnötigen und hohen Druckkosten der meist bunten Frontseiten waren der Industrie schon lange ein Dorn im Auge und mit der Entwicklung der unhörbaren CD wird auch der neue Standard einfarbiger Cover eingeführt werden. »Ein wesentlicher Schritt in die richtige Richtung. Ein Schritt hin zur universellen CD, die einsortiert werden kann, wo immer Platz im Regal ist«, meint dazu der Medienexperte Peter Grunewald vom deutschen Verband der Phonoindustrie. Immer wieder hatte man in vergangenen Jahren versucht, universelle CDs herzustellen. Als bisheriger Höhepunkt wurde dabei die Schaffung so genannter Chillout-CDs bewertet. Die fast gleich klingenden Alben verkauften sich gut. Aber die gleich aussehende und unhörbare CD sei ein ‚Meilenstein und Durchbruch‘, so der gewichtige Musikmacher. Es ist

eine konsequente Weiterentwicklung.

Doch die Etablierung der neuen Standards wird noch einige Jahre der technischen Entwicklung benötigen. Und in diesen Jahren gibt es für die Industrie Probleme zu bewältigen, die unüberhörbar sind.

Kopfzerbrechen macht derzeit den Plattenbossen vor allem ein sehr weit verbreitetes Phänomen – das des »Melodienmerkens«. Schuld daran ist der Mensch selbst. Und dies macht die Bekämpfung so unberechenbar. Einmal gespeicherte Lieder werden an beliebigen Orten gesummt und gesungen. Das verhindert nicht selten den Kauf einer CD und das Abspielen von teuren Alben. Bestimmte Lieder kann das Gehirn schon nach ein oder zweimaligem Hören fehlerfrei assoziieren und wiedergeben. Es bleibt über einen Zeitraum von Jahrzehnten hinweg gespeichert. Die besondere Merkfähigkeit musikalischer Tonfolgen ist in der Psychologie schon lange bekannt und wird hier als »House-of-the-rising-sun-Phänomen« bezeichnet.

Diesem besonderen Merkver-

halten von Menschen, steht man Seitens der Industrie momentan noch machtlos gegenüber.

Der Schaden, der dadurch angerichtet wird, liege im Milliardenbereich, munkelt man in internen Kreisen, doch genaue Zahlen liegen ebenso wenig vor, wie Patentrezepte zur Behandlung.

»Solange uns die Medizin nicht genau sagen kann, welche Gedächtniszellen dafür zuständig sind und wie wir diese durch giftige Beschichtungen unserer CDs zerstören können, solange ist es ein Wettlauf gegen die Zeit«, so ein Produzent, der namentlich nicht genannt werden wollte.

An dieser Stelle baut man auf die Einsicht der Konsumenten und hat jüngst in großen Städten und Vorschulen eine von Werbeplakaten unterstützte Kampagne begonnen. »Liedermarken tötet Künstler«, liest man auf den Plakaten und auch bereits auf den CD Covern. Ein entsprechender Gesetzesvorschlag, der das Bekleben der CDs mit den Warnhinweisen europaweit zur Pflicht macht, wurde jüngst in Straßburg vorgelegt und wird in den kom-

menden Wochen im europäischen Parlament diskutiert werden. Aber auch die Dialogbereitschaft in der Industrie steigt und der Wille, sich hier nicht aus der Verantwortung zu ziehen.

»Wir beginnen jetzt früher präventiv zu arbeiten«, sagte Paul Teschner, der Bundesbeauftragte für Kopierschutz, in einem Interview dem Stern gegenüber.

Er hat ein Team von Spezialisten aufgebaut und die Initiative ergriffen.

So sind sie mit Bussen unterwegs und fahren in Kindergärten und Schulen, um Kindern die bereits gelehrten Lieder wieder abzutrainieren. »Die Programme dazu haben wir eng in Zusammenarbeit mit Pädagogen der Hochschule in Bitterfeld entwickelt«, so Teschner. Erste Früchte ihrer Arbeit zeichnen sich bereits ab. »Immer weniger Kinder sind in der Lage, ‚Schön, dass du geboren bist‘ zu singen«, so Teschner.

Sie haben sich viel vorgenommen und sie sind ehrgeizig. Sie werden zwei Jahre lang mit einem Team von Therapeuten und Kopierschutzbeauftragten durch die Republik fahren und

aktiv gegen das Liedmerken ankämpfen. Begleitet wird ihre Arbeit von Informationsständen in Fußgängerzonen und von Kinospots, die auch die älteren Musikhörer erreichen sollen. In drei Jahren wird das Projekt wissenschaftlich ausgewertet » ... und dann wissen wir endlich, was möglich ist«, so Prof. Schlaechter, von der Universität Bitterfeld, der wissenschaftliche Leiter des Projektes. Großer Einsatz ist von allen Be-

teiligten gefragt und niemand schaut bei dieser Arbeit auf die Uhr.

»Wir müssen auf der ganzen Linie mobil sein und Einsatz zeigen. Es ist eine schwierige Aufgabe. Aber die Arbeit mit den Kindern macht auch Freude«, fasst Teschner zusammen.

Die Industrie hat aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt. »Prävention ist wichtiger als Kopierschutz«, lautet nun das Motto.

Appell an das schlechte Gewissen

Du, der du diese Zeilen gelesen hast,
solltest dich ehrlich anfragen,
ob dein Gewissen kann ertragen,
die nicht ganz unerhebliche Last:

»Das Zweitlesen von Büchern tötet Autoren!«

Meine biologische Uhr tickt

Ich trage sie am Handgelenk, sie ist gewesen ein Geschenk.
Zu meiner Kommunion geschickt, lag sie beim Rosenkranz und tickt ganz leise heimlich vor sich hin und schreit mich an, wie weit ich bin.

Wie? Wie weit ich bin?

Was soll denn das für ein Satz sein in einem Gedicht?

Na ja, sie erinnert mich halt stumm daran, dass man als Mann auch dann und wann hört ein kleines leises Ticken. Die Spermien machen langsam Zicken.

Sie werden ruhiger, wie auch ich und wollen irgendwie wohl nicht mehr richten ihren Dienst der Liebe, sie haben genug von dem Getriebe und spannen aus in Saus und Braus.

Ganz komfortabel warm im Hoden, da liegen sie fernab vom Boden und schaukeln fröhlich hin und her.

Sie warten nicht mal auf Verkehr. Und wenn er da ist, sagen sie: »Oh je, gibt der sich heute Müh.«

Doch werden sie sich nicht beeilen, sie sind zu faul zum Zellenteilen. Die Wand des Eis ist ihnen zu dick, sie hungern lieber ungeschickt in meiner süßen Frau herum und feiern dann wohl völlig dumm für sich alleine Vatertag. Meine Meinung ungefragt bleibt bei dem Spiel.

Und mit sanftem Kopfe Nicken, hör ich sehr leis' das feine Ticken meiner Uhr. Aus Glas und Chrom sie ist, nicht komisch und doch erscheint sie biologisch.

Ein Morgen im Leben eines Televisionärs

Chipsfrisch stand ich von meiner Concord Matratze auf und fühlte mich megaperlig. Mein Vogel trillte ein lautes »Tschibo« zur Begrüßung. Ein schöner Tag! Sum, sum, sum.

Boss noch etwas Aprilfrische nachlegen und das Haar wetterfest taften. Nach dem Duschdas odolte ich mir Zahnweiß aus dem Schränkchen und volksfürsorgte meine Dritten für den kräftigen Biss. Ich zog mir meinen weißen riesen Perwollpullover über und pepete mich in meine Jeans. Meister propper sah ich aus.

»Astra! - jetzt in Ruhe ein Frühstückskorn von Weizen in den Focus nehmen«, nestlete es mir durch den Kopf, denn mein kleiner Hunger war siemens.

Ich liftete die Treppe runter in mein Wohnst du schon. Dann knopperte ich mir erst mal twix was auf meinen Nutella, während Jacob kröniglich in die Maschine tropfte. Philadelphia an diesem Tag eh nicht vorgehabt. Also halbfettete ich erst mal ein bifi in der Super Illu rum, um venistasin über die wichtigsten Dinge parfümiert zu sein, alcatelefon klingelte.

Tena Lady war dran. Obi schon von Ferrero küsste: Ihr Fruchtzwerg, Pedi, greepale jetzt schonkaffee zwei Tagen und sie müsse mal einen Arzt oder Apotheker nach Risiken fragen. »Wie uncool, aber das ergeht Fielmann so im Moments. Ein echter Boom 2004«, quarkfrischte ich.

‚Ob der Bua denn noch vitalecitin sei oder schöller liegen müsse’, voltaren ich wissen.

Dorint lindt übrigens alle Expert einig: Aldi Kaisers und Hamburg Mannheimer brauchen nur abzuwarten und Teekanne zu kochen, um baldrian wieder auf den schmerzenden Beinen zu stehen. Kuschelg in der dänischen Bettenwelt einrocken, mehr raucht man nicht. Benz faber dickmann kommt, danone muss aspiriniert werden.

Darauf kannst du Steine bauen.

»Gib ihm Vitamine fürs Doppelherz, ach, nimm besser 2, dann bekommt er skoda granini nivea. Ach ja und - gute Besserung«, richtete ich ihr aus.

»Danke dir und gute Preise«, antwortete Tena Lady, das süße Früchtchen.

Kneipenlogik nachts um halb Zwölf

Wenn $A = B$ und $B = C$, dann $A = C$

Wenn jung wird alt
und heiß wird kalt

Wenn voll wird leer
und klein wird groß ...

dann wird groß und alt heiß,
wenn klein und jung voll ist.

Übertriebener Liebesbeweis

Ich kenn einen Chirurgen in Siam,
der näht uns zusammen ganz sauber und fein,
so dass wir beide werden für immer
am Kopfe einander verbunden sein.

Ich kenn einen Kardiologen aus Polen,
der wechselt unsere Herzen aus.
So wird dann deines auf ewig pumpen
mein Blut in den Körper hinein und heraus.

Ich weiß von einer Operation,
die kann unsre Hände wohl tauschen;
so werd ich beim Kämmen der Haare mich dann
an deiner Zartheit berauschen.

Auch möchte ich eins deiner Augen haben,
du bekommst dafür eines von meinen zurück;
so können wir uns aneinander laben
und haben gemeinsam die Zukunft im Blick.

Ich liebe dich ehrlich, das hast du bemerkt
und solltest du Gleiches empfinden,
dann spende mir deine Leber mein Schatz
sonst war dies wahrscheinlich mein letzter Satz!

Sex sells

Seit einigen Jahren bemühe ich mich nun darum, als Literat Fuß zu fassen oder besser noch den Fuß eines Verlegers zu fassen zu bekommen, sodass ich ihn mit einem japanischen Spezialgriff auf den Rücken werfen kann. Dann setze ich mich auf seinen Bauch und gebe ihn erst wieder frei, wenn ich ihm alle meine Geschichten vorgelesen habe. Im Traum hat sich der Verleger schließlich unter Atemnot dazu durchgerungen, meine Bücher rauszubringen und mir einen Vorschuss angeboten.

Den benötige ich dringend, denn für kreatives Schreiben braucht man bekanntlich viel Muße und Zeit. Man muss flanieren gehen, sinnieren, die Arme hinter den Rücken verschränken und man muss vor allem vermeiden zu arbeiten, denn das zerstört die Kreativität. Und Arbeit zu vermeiden, kostet bekanntlich viel Geld. Zu träumen dagegen kostet gar nichts.

»Lebe deinen Traum«, versprach mir dann auch eine sympathische Werbestimme, zog an einer Zigarette und verschwand hinter einem Waschmittel, weil sie von Mainzelmännchen verfolgt wurde.

»Holà, na das ist ja mal eine Ansage und ein Aufruf«, dachte ich und sprach es laut zu mir selbst. Natürlich zu mir selbst, denn Schreiberlinge sind ja bekanntlich ganz allein, damit sie niemand vom Schreiben abhält. Schreiben ist schließlich ein selbstzerfleischender und ungemein grausamer, von

ewigen Zweifeln erschütterter Prozess, so hört man. Bei mir ist das nicht der Fall. Aber das liegt wohl daran, dass ich mehr damit beschäftigt bin, Arbeit zu vermeiden als tatsächlich zu schreiben.

Aber mit dem Nimbus eines Schreiberlings ist das sozial eher akzeptiert als wenn ich allen einfach die nackte Wahrheit ins Gesicht schreien und mich dazu bekennen würde, dass ich vor allem faul bin.

Für Umzüge werde ich erst gar nicht mehr angerufen, denn alle meine Freunde wissen, dass ich an den Tagen, an denen sie umziehen, meistens einen »Flow« habe, bei dem man mich nicht stören sollte. An Umzugstagen von Freunden schreibe ich immer sehr viel. Mindestens aber kritzele ich an diesen Tagen Käsekästchen auf unerledigte Telefonrechnungen.

In einem Anflug von Aktionismus habe ich mich nach dem Ende des Aufrufs in der Werbesendung aufgemacht, meinen Traum tatsächlich zu leben.

Vor den Toren des Verlagshauses von Kiepenheuer und Witsch habe ich auf den Verleger gewartet oder nach seiner Lektorin Ausschau gehalten.

Ich saß dort, auf der anderen Straßenseite auf einem Klappstühlchen, hatte mir eine Thermoskanne mit Tee, eine Decke für die Nacht und ausreichend Lakritzschnecken mitgebracht und wartete ein paar Tage. Dann geschah etwas, mit dem ich nie in meinem Leben und schon gar nicht in meinen Träumen gerechnet hatte.

Herr Kiepenheuer und Witsch kam am vierten Tag durch die kleine Eingangspforte, überquerte die Straßenseite und ging schnurstracks auf mich zu.

Ich prustete in den Tee vor Erstaunen und sah mit meinem vollgespuckten Pullunder und den, von Lakritzschnecken ganz schwarzen Zähnen, nicht mehr ganz so easy sexy und überlegen aus, wie ich es mir für unser erstes Verlegertreffen gewünscht hätte.

»Sagen sie mal, kann es sein, dass sie Autor sind und darauf hoffen, mich aufs Kreuz zu legen, um mir eine Zusage für das Verlegen ihre Buches aus dem beinahe gebrochenen Kreuz zu leiern.«

In diesem sehr magisch anmutenden Moment dachte ich noch kurz darüber nach, auf die Schnelle eine Sekte zu gründen oder VHS-Kurse in Telepathie abzuhalten. Ich bin mit einem erstaunlichen Potenzial für Transzendenz ausgestattet, wie mir scheint.

Aber ich stammelte ihm nur ein kurzes »genau« entgegen.

»Wenn ich mich nicht ganz und gar vertue, dann sind sie auch der, der uns jeden Tag sein Manuskript in die Hauspost gibt und auch schon in dieser nachgemachten Uniform von UPS vor mir stand, habe ich recht?«

»Ja, wissen sie, Herr Kiepenheuer und Witsch, es ist nicht so ganz einfach heutzutage, an einen Verleger ranzukommen. Ich bitte sie um ein bisschen Verständnis für meine missliche Lage. Es ist nämlich so. Ich bin faul und will vor allem nicht arbeiten müssen und da habe ich mich dazu entschlossen, Autor zu werden. Aber langsam verliert mein

Umfeld den Glauben an mich, sie geben mir keinen Kredit mehr, verstehen sie?»

Natürlich musste ich mit dem Schlimmsten rechnen, aber ein väterlich zärtlicher Blick berührte meine Seele und mit einem sanften Ton in der Stimme fuhr er fort:

»Es ist so ... ihre Geschichten sind ähem... wie soll ich es sagen? Sie sind einfach nicht ... also sie sind eigentlich ... Ach! Ich sag ihnen jetzt etwas, über das sie nachdenken sollten. Und das sollten sie vielleicht zu Hause tun. Und wenn sie schon mal da sind, dann können sie sich ja auch gleich etwas anderes anziehen und sich mal über den Zahn putzen. Sie sehen unappetitlich aus und riechen zu streng nach Lakritz.«

Um mich herum stiegen plötzlich weiße Tauben auf und in Zeitlupe rannten Menschen Händchen haltend, küssend und lachend an mir vorbei. Eine Gondel fuhr langsam über die Nord-Süd-Fahrt und der Gondoliere pffiff ein wunderschönes Lied.

»Nun«, fuhr Herr Kiepenheuer und Witsch fort, »was ich ihnen eigentlich sagen wollte, ist Folgendes: Ihre Geschichten sind einfach nicht erotisch genug, darüber sollten sie mal nachdenken. Sex sells. Sie brauchen mehr Sex.«

Auch Herr Kiepenheuer und Witsch schien mit einem beträchtlichen Potenzial zur Transzendenz ausgestattet zu sein, denn nichts an meinem Äußeren hätte ihm *das* verraten können.

Ich fiel auf den Boden vor ihm, streichelte ihm über den Schuh und klappte meinen Stuhl zusammen. Auf dem Nachhauseweg dachte ich darüber nach, dass Sex sells.

Am darauf folgenden Samstag zog einer meiner besten Freunde, Klaus, um. Ich schulde ihm noch eine Kleinigkeit, ein paar Tausend Euro vielleicht, aber als er anrief, musste ich ihm leider eine Absage für den Transport seiner Wohnzimmergarnitur erteilen. An meinem Küchentisch sitzend, hatte ich begonnen eine besonders schmutzige Geschichte zu schreiben, eine, die vor Sex nur so trieft und die sich gut verkaufen lässt. Allerdings wird sie einen besonders dicken und wasserfesten Umschlag benötigen, so sehr trieft sie vor Sex und Sex und Sex und Sex sells – das war mir sofort klar, als Herr Kiepenheuer und Witsch es mir gesagt hatte. Ich werde also ab sofort nur noch erotische Literatur schreiben.

Hier nun der Anfang meines ersten erotischen Romans, den ich für Herrn Kiepenheuer und Witsch sowie ein zukünftiges Millionenpublikum schrieb.

Sie hatte lange Haare, richtig lange Haare. Sie hatte überall richtig lange Haare, und wenn ich überall sage, dann meine ich auch überall! Ich sah sie in diesem kleinen schmutzigen Waschsalon sitzen, zwinkerte ihr zu und sah sofort die Feuchtigkeit in ihrem Blick. Ich zahlte für beide Maschinen, und als unsere Leibchen fertig geschleudert waren, folgte sie mir, wie ein Lämmchen seinem Schäfer folgt.

Sie krallte beim Überqueren der Straße ihre Nägel in meinen Nacken, und zu Hause angekommen, verwandelte sie

meine sorgfältig aufgeräumte Wohnung in ein Sodom und Gomorra in Minidom-Format. Aus ihren glänzenden schwarzen Stiefeln quollen lange Haare, und in einer hohen Geschwindigkeit entledigte ich mich meines Schnellficktrainingsanzugs und dem sündhaft teuren Body, den ich an diesem Tage trug. Meine Exfreundin hatte ihn bei mir vergessen, und all die andere Unterwäsche lag noch in dem Plastiksack vom Waschsalon. Frische geschleuderte Leibchen für die nächsten Tage. Ich würde sie brauchen, das war klar.

Ich zog ihr die schwarzen Stiefel von den behaarten Beinen, zog ihre Strümpfe aus und sog an ihrem rechten großen Zeh, bis er ganz trocken war.

Hip-Hop für Anfänger

Eine phantastische Vatertagsfahrradfahrt
führt am Füssener Flussbett vorbei – Ei!
Der Cochemer Koch ist zusammengebrochen,
nachdem er erbrochen den Rochen aus Goch.
Zaudernde Zonser zähmen zehn Zebras.
Gähnende Gänse gehen gen Gent.

Was soll denn an Hip-Hop so schwer sein,
wenn man einmal den Rhythmus erkennt?

Zum Glück ist Köln nicht Kulturhauptstadt geworden

Ein bis oben hin mit Lokalkolorit abgefüllter Bürgermeister ruft vom Balkon des Rathauses seine Heimat zur Kulturhauptstadt aus, bevor er Minuten später aus dem Fenster eben dieses Rathauses stürzt.

Ein Fenstersturz aus einem Rathaus – nanu, das hatten wir doch schon einmal und damals hat es das Gesicht Europas verändert.

Das ist diesmal anders, zum Glück!

Wie kam er überhaupt auf die Idee, möchte man sich fragen und natürlich bin ich der Sache in einer feinen und ausgefeilten Recherche nachgegangen.

Kinder schätzen es bisweilen, sich in Wettkämpfen zu messen. Vor sehr langer Zeit, als ich noch ein Kind war, da lief dies folgendermaßen ab: Eine Mutter hatte an ein Holzauto eine kilometerlange Kordel getackert und ans Ende der Kordel eine Holzkurbel befestigt. Bei Sonnenschein stellten sich immer zwei Kinder nebeneinander am Rand der Terrasse auf. Vor ihren Füßen war eine Ziellinie gemalt. Die Autos wurden an das Ende des Gartens oder aber nach Paderborn gebracht und dann musste man so schnell es ging die Kordelkurbel drehen und die Autos wieder heim ins Reich holen. Wem das zuerst gelang, der bekam ein Milky Way, wer verlor, der bekam auch eins, damit er nicht weinte, und so war ein gebremster Enthusiasmus im Wettkampf spürbar.

Zu jener Zeit gab es auch eine Fernsehsendung, die nannte sich »Spiel ohne Grenzen« und war »blöd ohne Ende«. Erwachsene mussten mit Bällen auf dem Kopf eine Rutsche hoch rennen, die vorher mit Schmierseife behandelt worden war, oder ähnlichen Entwürdigungen nachgehen.

Schafften die schnauzbärtigen Mitspieler das, dann jubelten und jubelten sie als hätten sie nicht die Rutsche, sondern den Gipfel der Genüsse erobert – geschenkt. Es waren ja die siebziger Jahre und da gab es so einiges, was man verzeihen kann.

Unverzeihlich ist aber, dass es diese Sendung so oder in leichter Mutation mit ähnlichen Mutanten wieder gibt.

Städtewettkämpfe scheinen etwas zu sein, was Erwachsene auch heute noch gerne machen. Und die Stadt, in der ich wohne, hat ein großes Herz für Städtewettkämpfe. Und der schnauzbärtige Bürgermeister unserer Stadt lässt keine Gelegenheit aus, die aufgehetzte Meute anzustacheln und in den Kampf gegen Nachbarstädte oder den Rest der Welt zu schicken. Manchmal kämpft er auch ganz alleine und auf verlorenem Posten, zum Beispiel gegen hohe Benzinpreise. Ja, der Kölner kämpft gerne gegen andere Städte, weil man sich der eigenen Überlegenheit bewusst ist. Und Siege kann man feiern.

Das Schöne an Wettkämpfen ist nämlich, dass man zu jedem Kampfbeginn und zum sicheren Sieg ein Fest veranstalten kann. Und Kölner feiern bekanntlich gerne.

Aber während in anderen Städten Kulturbeauftragte nächtelang wachliegen und sich Gedanken machen,

Eventagenturen bemühen oder sogar Jazzkonzerte organisieren, ist man sich in Köln sicher, was des Volkes Seele Wunsch im Siegestaumel ist, und so hört man ein Schnarchen und Knarzen aus dem Hause des Kulturbeauftragten. Wohlig warm ist ihm und ausgeruht fährt er zur Arbeit und organisiert einfach das, was man in Köln immer organisiert – das immer gleiche Fest.

Es scheint unbedeutend zu sein, was man feiert. Am Ende stehen die Kölner gerührt und patriotisch im Arm eines fremden Menschen und singen lautstark, man solle die Kirche doch bitteschön im Dorf lassen.

Dazu gibt es Luftballons und Bier, das man am besten in einem Schluck zu sich nimmt.

»Entschuldigung«, habe ich einmal gesagt, als ich auf einem Fest stand und einem schunkelwilligen Arm ausweichen musste. »etwas mehr Contenance bitte. Ich finde es unangemessen, zu trinken und Lieder zu singen.«

»Wieso«, fragte mich der Kölner. »Is doch schön, wenn ma zusamme fiere.«

»Ja« entgegnete ich ihm. »Aber es ist Holocaust Gedenktag, und da fände ich etwas moderatere Musik eben angemessener.«

Der Kölner feiert, und der Kulturdezernent ist sich des Unterschieds zwischen Feiern zum Rosenmontag, zum Holocaust Gedenktag oder aber zum Jahrestag des Abwurfs der Atombombe auf Hiroshima nicht immer bewusst.

Köln ist die Hauptstadt der immer gleichen Feiern, und da dachte sich der Bürgermeister, dass es nur eine logische

Konsequenz ist, Köln auch als Hauptstadt zu bezeichnen, und meldete sich zu einem hübschen Städtewettkampf an. Wenig innovativ diese Grundlage der Bewerbung, mag man denken und in der Tat, es ist wenig innovativ.

Betrachtet man die Faktenlage, dann schien es gut zu stehen um Köln. Köln hat 247 Kirchen, Köln hat ein Auto mit Flügeln gegenüber einem öffentlichen Gebäude, eine große Eistüte auf einem Kaufhaus und Köln hat es geschafft, in kurzer Zeit 300 kleine und unbedeutende Künstler aus maroden Lagerhallen zu vertreiben. Kleinvieh macht halt Mist, der stört, wenn man eine ordentliche Kulturhauptstadt werden möchte.

Doch 247 Kirchen, 250 Bands, die alle die gleichen Lieder singen können – das scheint schon rekordverdächtig zu sein, und da sollte man sich die Krone der Kultur aufs Haupt nageln, um dann bei Mundart und mundgerechtem Bier ein bisschen Selbstgerechtigkeit zu feiern.

Hat aber leider nicht geklappt.

Essen ist gewählt worden, und der Dank von vielen sollte an die Jury gehen, die es uns erspart hat, ein Jahr lang jeden Tag schunkeln zu müssen, und am Ende zu singen, man solle die Kirche doch bitteschön im Dorf lassen.

»Oh Rat der Weisen, welch Schmach du uns erspartest. Möget ihr ewig leben und kulturbeflissen bleiben.«

Es ist ein ganz und gar verdienter Sieg.

Essen hat natürlich keine 247 Kirchen, aber Essen hat 2.470 Trinkhallen und Pommesbuden. Hier trumft die kleine Stadt auf und das muss lassen: die vielen Trinkhallen

und Pommesbuden in Essen sind besser gefüllt als die vielen Kirchen in Köln, und feiern - ja feiern, das können die Essener natürlich auch!

In Köln hofft man derweil auf eine Besserung des Zustandes des Bürgermeisters. Anstatt Feste zu veranstalten, befestigt man nun das Geländer des Balkons neu und baut das gesamte Rathaus zu einer Trotzburg um.

Demonstration der Dickbäuchigen

Dem Aufruf zu den Demonstrationen,
folgten leider nur wenig Personen.

Bei Licht betrachtet erklärt sich das nüchtern,
die Demonstranten waren sehr schüchtern.

Sie trauten sich kaum auf die Straße raus
und schalteten das Megafon sofort aus.

Selbst Transparente sah man kaum,
die Demonstration war des Alpes Traum.

Es schien wohl sehr schwierig,
thematisch gesehen,

den Männern politisch einzustehen
für ihre Belange, schnell wurd' ihnen bange.

Nicht jedes Thema scheint so zu bewegen
wie Krieg und Atomkraft und saurer Regen.

Niemals mehr wieder werde ich gehen
auf eine Demonstration wie geschehen
von Männern, die können die Füße nicht sehen,
weil ihnen die Bäuche im Wege stehen.

Karaoke-Krach – oder Studenten gehören in Bibliotheken

Natürlich sind Studenten nicht diskussions- oder zu-rechnungsfähig und vor allem damit beschäftigt, sich selbst neu zu erfinden, wenn man schon das in der Universität Vorgetragene nicht versteht oder lernen möchte. Selbstfindung im Schutze der Reparationszahlungen der Eltern ist schließlich eine schöne Alternative zum grauen Einerlei der Arbeitswelt. Ja, die Eltern zahlen und büßen dafür, dass sie dem jungen Menschen das beschert haben, worüber er sein Leben lang nicht hinwegkommen kann: eine Kindheit.

Gerne erzählt der junge Student, er habe sich für das viele Geld Fachliteratur gekauft und verbrächte seine Zeit in Bibliotheken und so groß ist der Unterschied zwischen Bibliotheken und Videotheken ja auch nicht. Gegen Vorlage eines Ausweises bekommt man die in Regalen stehenden Waren für eine zeitliche Befristung zum eigenen Genuss übereignet. Die Strukturen sind identisch. Die Flachliteratur besteht natürlich vor allem aus Zeitschriften mit Bildern von neuen und total innovativen Rockgruppen, die independent south-sub-garage-music machen, wie es sie noch nie, aber wirklich noch nie gegeben hat, und ähnlichem unverständlichem Lifestylegebrabbel.

Dann geht der junge Student mit dem Lifestylmagazin zu seinem Friseur des Vertrauens und besteht darauf, so aussehen zu dürfen wie Herr Distelmeyer von Blumfeld und

was macht das schon, wenn es die gleiche Frisur ist, wie die des an der Ostfront vermissten Großvaters.

Noch schlimmer aber ist, dass der Ostfrontfrisur-Student sich heimlich eine Gitarre kauft und in seiner Freizeit anfängt, Musik zu machen. Freizeit hat er anscheinend eindeutig zu viel. Er macht dann independent south-subgarage-music und schwenkt nach kurzer Zeit um zu einer Musikrichtung, die genauso klingt, aber völlig anders heißt. Die Namen seiner Musikrichtung updated er jeweils aus Artikeln in der Spex. Er macht Musik vor allem, um weibliche Studierende als gefühlvoller, sensibler und künstlerischer Mensch für sich zu gewinnen. Nach Möglichkeit alle Studentinnen hintereinander, man ist in jungen Jahren noch nicht bescheiden. Auch die Jungstudentinnen bleiben in der Zwischenzeit nicht tatenlos.

Frau ist auf ihr studentisches Äußeres bedacht. Sie kleidet sich dem Fachbereich entsprechend mit weißen Blusen oder tüllenden Gewändern, und erstaunlich ist, was mit einem Accessoire oder winzigem Kleidungsstück ausgesagt werden kann.

Hängt sie sich beispielsweise Glöckchen an das Bein oder an den mit Edding beschmierten Militarybeutel, dann heißt es im Dressingcode der Jungstudentinnen in etwa Folgendes:

Achtung, hier kommt eine Pädagogikstudentin im zweiten Semester. Ich bin in einem kleinen Dorf aufgewachsen und hatte eine Kindheit. Jetzt bin ich fast darüber hinweg und verwirkliche mich erst einmal selber. Ich spiele gerade

Großstadt und versuche aufzufallen. Die Glöckchen sind Ausdruck meiner Individualität, denn für ein Piercing war ich noch nicht mutig genug. Aber einen Delfin möchte ich mir nächstes Semester auf meine Schulter tätowieren lassen, da bin ich mir ganz sicher. Delfine sind so wunderbare und kluge Tiere. Sie können kleinen Kindern helfen, und das finde ich ganz toll. Ich möchte im kommenden Jahr einen total coolen Typen kennen lernen, der aussieht wie Brad Pitt, aber auch bei Amnesty International engagiert ist. Er muss gegen das Waldsterben sein und gegen Sozialabbau und überhaupt die richtige politische Meinung haben. Er sollte wissen, dass Guantanamo kein spanischer Fußballverein ist, was die Auswahl potenzieller Kandidaten leider etwas beschränkt. Am schönsten wäre es, wenn er gefühlvoll und sensibel Gitarre spielen könnte. Wenn ich in drei Jahren weiß, was ich später wirklich machen will und alleine in die Mensa finde, dann möchte ich all mein Wissen an kleine Kinder weitergeben. Am Schönsten wäre es, wenn es drogensüchtige kleine Kinder aus sozial benachteiligten Familien sind. Zum Beispiel aus einer Familie, wo der Vater ein querschnittsgelähmter farbiger Kurde jüdischen Glaubens ist, der in Rumänien wegen seiner politischen Äußerungen von der Securitate verfolgt und gefoltert wurde. Die Mutter kann dann ruhig normal sein. Also eine ehemalige Freiheitskämpferin aus Bolivien oder so. Natürlich wird ein Kind aus einer solchen Familie drogensüchtig, und überhaupt ist es schlimm, wie stark drogensüchtig sozial benachteiligte kleine Kinder sind. Die Familien haben nämlich

kein Geld für einen eigenen Delfin und da liegt der Hund begraben. Denen will ich helfen, damit sie einen Weg zurück in die Gesellschaft finden und sich später einmal etwas erlauben können, zum Beispiel Frisurenhefte oder die Spex.

Das ist nicht gerade wenig Information für ein kleines Glöckchen.

Ja ja, mag man jetzt denken. Da sitzt ein alter verbitterter Sack ohne Lifestyle und ohne Haare und ist einfach nur böse. Er gönnt den Studenten nicht einmal mehr das Mensaessen, und das gönnt man allen, vor allem seinen ärgsten Feinden.

Doch nein! Diese Erklärung greift zu kurz. Es ist kein genereller Hass, er ist so ausdifferenziert wie der Stammbaum einer blaublütigen Familie bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein. Schließlich durfte auch ich eine Hochschule verunsichert verlassen und war ein Freund aller Mitglieder im ASTA, die im Alter meiner Eltern waren. Engagiert war ich im Kampf gegen Studiengebühren und Studienordnungen, rief meinem Professor mit erhobener linker Faust Ho-Ho-Hotzenplotz entgegen, und überhaupt fand ich Studenten toll und daseinsberechtigt.

Genauer gesagt fand ich das bis zum D-Day 2004. Als sich die Landung zum 60sten Mal jährte, dachte ich, es sei genug mit all den Brückenköpfen und landete am Abend in einer Karaoke-Veranstaltung von Studenten, die den einen oder anderen Kopf geraucht hatten, ehe sie sich zum gemeinschaftlichen Singsang trafen.

Tage der Revolution verändern das bis dahin bestehende Weltbild. Kurz und gut: ein studentischer Karaoke-Abend kann dafür sorgen, dass man vom radikalen Gegner zum eisernen Verfechter von hohen Studiengebühren werden kann. Vor allem aber kann man an einem studentischen Karaoke-Abend zu der Erkenntnis gelangen, dass Studenten eindeutig zu viel Freizeit haben, in der sie, anstatt Sinnvolles zu lernen, anfangen, Gitarre zu üben und scheußlich singen. Das muss geändert werden. Hier besteht politischer Handlungsbedarf.

Nicht jeder, der in der regionalen Castingvorentscheidung in seinem Häuserblock ausgeschieden ist und nun nicht bei »Deutschland sucht den Superstar« teilnehmen darf, sollte versuchen, jede öffentliche Möglichkeit zu nutzen, um es der gesamten Republik heimzuzahlen. Ein Karaoke-Abend eignet sich nicht für einen Kreuzzug der Enttäuschten, hätte man warnend und frühzeitig einwerfen sollen.

Natürlich hätte man auch kleine Schilder drucken können, auf denen männliche Studenten mit einer Gitarre in der Hand abgebildet sind. »Wir müssen leider draußen bleiben«, hätte auf dem Schild stehen können, und noch heute würde ich eine Lichterkette gegen Studiengebühren organisieren oder sie jedenfalls tolerieren oder aber, sagen wir mal, wenigstens nicht stören.

Aber alle Schilder und Warnungen blieben aus.

Bescheiden zogen zunächst einige friedliche Studenten auf die Bühne, sangen gar nicht so rockige Lieder von Bata Ilic, und Wohlklang erfüllte den Raum. Ihnen möge das BAFöG

erhalten bleiben und sie sollten einen festen Sitzplatz im Hörsaal bekommen. Einen, der mit einem Messingschildchen daran erinnert, wer Anstand hat und später einmal einen Platz in dieser Gesellschaft findet. Meinetwegen können die Messingschildchen auch die Form eines Delfins haben, da bin ich kompromissbereit. Doch je später der Abend wurde, desto mehr kompromisslose, spexlesende independet-south-sub-garage-Musiker stürmten auf die Bühne - und das war das Schlimme - sie verließen sie nicht mehr, sondern richteten sich häuslich ein. Sie packten ihre eigenen Gitarren aus und unheilvoll verdunkelte sich der Himmel.

Man sollte unausgelasteten männlichen Studierenden zuerst die Ausweise der Videotheken sperren und Musik-DVDs in eine Sonderabteilung stellen, zu der man erst ab 30 Jahren Zutritt hat. Schlimm ist, wenn Studenten zu viele Musik-DVDs zu sehen bekommen haben und das Gesehene nicht entsprechend verarbeiten konnten. Die junge Seele ist verletzlich und anfällig für medialen Schnickschnack. Unreflektierte Hobbyrockers mit DVD Rekorden im Hause meinen nämlich, sie müssten einen kleinen Karaoke-Abend so gestalten, wie einen Auftritt von »Brutze« Springsteen in der Carnegie Hall und sie rufen dann: »Seid ihr alle da? Ich kann euch gar nicht hören!« aus künstlich angerauten Kehlen.

»Natürlich bin ich da du Arsch und ich hoffe, du kannst mich hören und hörst sofort auf«, schrie ich einen auf der

Bühne festzementierten Studenten an, der in seiner viel zu übermäßigen Freizeit angefangen hatte Gitarre zu üben.

»I can't hear you!« schrie er in die Menge.

»Ich wünschte, ich müsste dich nicht hören«, schrie ich zurück, aber es war zu spät, er hatte schon angefangen »Stairway to heaven« von Led Zeppelin zu singen. Nicht genug damit, dass es ein grauenhaftes Stück ist, es ist vor allem grauenhaft lang und zudem ist es eines, das man lieber nicht kopieren sollte.

Auf der Bühne wurden nach einem zwanzigminütigen Uu-Uuhuu-Uuh-uuhuhu infolge der studentischen Ekstase akustische Gitarren zerschlagen und man schüttete sich Bier in den Nacken des Supermann-T-Shirts, bevor man zur Ersatzgitarre griff und weitere scheußliche Lieder sang.

Die in der Zwischenzeit eingetroffene Polizei zog leider unverrichteter Dinge wieder ab. »War das den Spießern von nebenan zu laut?« fragte mich ein Mädchen mit dem Aufdruck »Ich bin eine Zicke« über ihren Brüsten.

»Nein, es war den letzten überlebenden Humanoiden hier drin zu schlecht«, sagte ich und löschte die Wahlwiederholung mit der Nummer 110, weil die Polizei doch nichts unternimmt, wenn man sie einmal braucht. Doch alle Macht geht vom Volke aus und Zivilcourage ist etwas, über das andere reden, ich aber lebe sie. Ich trug mich in die Liste der Sänger ein.

Als letzten Beitrag des Abends kündigte man mich an und mutig erstürmte ich die Bühne, griff zur Gitarre und sang

mein noch am gleichen Abend geschriebenes antistudentisches Protestlied auf die Musik der Caro-Kaffee-Werbung.
Es geht so:

Ich hasse Studenten ohne Grips,
mag Bankbeamten mit 'nem Schlips.
Studiengebühren, sind sie hoch,
sind erst der Anfang hoff ich doch.

Klausuren müssen schwierig sein,
und Durchfallquoten find ich fein,

lass die Gitarre doch in Ruh,
und wende dich mal Büchern zu.

Das BAföG würd ich euch entziehen
und arbeiten müsset ihr gehen.

Solange ihr nur grässlich singt
und euren Lifestyle uns aufzwingt,

So lange wähl ich, die FDP.

Richtig gut angekommen ist das natürlich nicht, aber beim nächsten Contest werde ich wieder dabei sein und politisch nicht ruhen, bis auch das letzte Glöckchen verschwunden ist und Studenten ihre Abende wieder Bücher lesend verbringen, anstatt Gitarre zu spielen und in der Spex zu schmökern.

Verkehrsberuhigung

In Städten gibt es ein Problem:
Der Straßenstrich scheint unbequem.
Empört ist stets die Nachbarschaft,
wenn er sich nachts Bares verschafft.
Die Damen stöcklig hochbeschuht,
sind außer in der Regel
gut damit bedient,
wie es sich geziemt,
zu warten etwas außerhalb,
auf Autofahrer, machen Halt.
Sind sie zu nah im Stadtbereich
dann heißt es gleich:
Wir gründen eine Bürgerwehr,
zu stoppen diese Art Verkehr.
Man baut dann Polder, Kübel, Grenzen,
kann sogar mit Pfählen glänzen,
die eingelassen in Asphalt
Autos in den Hinterhalt
locken ohne Weiterfahrt.
Da stehen sie nun, lecker parat,
die Damen
und sie ahnen:
Hier steht kein Kunde zur Verfügung,
ab heute heißt's: *Verkehrsberuhigung!*

Natürlich denke ich über eine Schwanzverlängerung nach

T äglich bekomme ich Post in mein kleines elektronisches Postfach zugestellt, und täglich freue ich mich darüber, als ob es kein Morgen mehr gäbe. Natürlich stehe ich gerne mit der ganzen Welt in Kontakt und jede Mail wird von mir ausführlich beantwortet. Das kostet einiges an Mühe, denn es sind so viele Angebote, Anfragen und Freundlichkeiten, die mich erreichen. Aber ich beantworte jede davon, denn man schließt Freundschaft zu vielen Menschen überall auf der Welt. Die Angebote, die man zugesandt bekommt, sollte man immer sorgfältig prüfen, denn im Internet lässt sich das eine oder andere Schnäppchen finden. Es gibt Offerten, die niemals in den offiziellen Handel kommen. Manchmal bin ich einen ganzen Tag mit der Pflege meiner Emailfreundschaften und der Durchsicht der Angebote beschäftigt. Ja, meine Welt ist groß und reich geworden, seitdem ich einen Internetanschluss habe.

Viel habe ich dazu gelernt und mein Englisch ist wesentlich besser geworden. Dankbar wende ich mich aber vor allem den Mails zu, die zusätzlich mit Bildern im Anhang aufwarten; so bleibt multimediales Lernen keine bloße Floskel.

Lange wusste ich beispielsweise nicht, dass hinter dem wohlklingenden Begriff »cum covered faces« junge Damen stecken, die eine Vorliebe dafür haben, alkalische und proteinreiche männliche Ausscheidungen als Tagescreme zu verwenden. Das scheint aber gar nicht so selten, sondern

sehr verbreitet zu sein, jedenfalls erreichen mich solche Bilder häufig. Zudem scheint es zu wirken, denn die Damen auf den Bildern sehen in aller Regel wenig faltig aus, und so ist ihre Freude auf den Fotos durchaus nachvollziehbar.

Man hat ja schon so lange nach geeigneten Mitteln gesucht und geforscht. Nun endlich ist eines gefunden worden, dessen Gewinnung wenig problematisch erscheint, sofern sich die jungen Damen mit entsprechend jungen Herren zusammenfinden. Für Nachhaltigkeit ist gesorgt, und als Raubbau am eigenen Körper wird die Gewinnung wohl keiner der jungen Herren empfinden.

Alle haben von mir eine ausführliche Mail erhalten, in der ich ihnen gratuliert und meine Bewunderung kundgetan habe.

Aber Kosmetik allgemein und insbesondere die kleinen Probleme der weiblichen Gesichtskrater beschäftigen mich natürlich nicht in einem ausgeprägten Maße. Das scheint verständlich zu sein, denn mir ist die Hose natürlicherweise näher als der Rock.

So interessieren mich vor allem die Mails und Angebote meiner amerikanischen Freunde, die mich regelmäßig darüber unterrichten, wie ich die Außenwirkung meiner Hose verbessern kann. Das ist thematisch gar nicht so richtig uninteressant und Männer, die behaupten, das Thema interessiere sie nicht, sind entweder steinalt oder aber sie haben bereits eines der Angebote wahrgenommen.

In grauer Vorzeit hat man zweierlei Möglichkeiten gehabt, optische Push-ups für Männer zu nutzen, und man konnte Männer in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe war die, die sich engere Jeans kaufte. Doch die Nachteile dieser Mode haben die Untersuchungen zur Unfruchtbarkeit bei Männern in den 70-er Jahren aufgezeigt. Hier wurde ausdrücklich davor gewarnt, zu enge Jeans zu tragen, denn so ist die Produktionsstätte der zukünftigen Rentenabsicherung zu nahe am heißblütigen Körper, und das mögen die kleinen Spermien nicht. Die Hitze steigt ihnen zu Kopf und es ergeht ihnen genauso wie mir in Italien – sie machen Siesta und lassen Arbeit Arbeit sein.

Die zweite Gruppe an Männern kaufte sich Taschentücher und fütterte vorne rum etwas nach. Man konnte sie daran erkennen, dass sie am Baggersee nur in der Sonne liegen blieben und nicht schwimmen gingen, weil dies die Taschentücher aufgeweicht hätte.

Schreckliche Zeiten waren das und gut ist, dass vorbei sie sind. Heutige Methoden sind moderner.

Philip Collins und Rodriguez Mendoza, zwei meiner amerikanischen Mailfreunde, haben mich auf Möglichkeiten aufmerksam gemacht, über die ich dann doch ins Grübeln gekommen bin und sie haben Hunger darauf gemacht, sich mit männlicher Push-up-Technologie erneut zu beschäftigen. Natürlich brauche ich das eigentlich nicht, aber man kann ja nie wissen, und es ist unschön rechts überholt zu werden.

Rodriguez oder kurz Rod, wie ich ihn in meinen Antworten kumpelhaft nenne, schrieb mir, dass Millionen von Amerikanern schon von seiner Methode der Penisverlängerung profitiert hätten. Dies schafft Vertrauen, denn Millionen von Amerikanern können nicht irren. Dennoch gibt es Klärungsbedarf und ich habe bei Rod nachgefragt, wie alt er eigentlich sei, wenn er schon Millionen von amerikanischen Männern gestreckt habe. Seinem Schreiben nach klang er noch sehr jung. Meinen Berechnungen zufolge muss er aber schon in einem sehr seriösen Alter sein und darüber hinaus ein ungemein fleißiger und erfahrener Streckbänkler. Aber als Latino ist Rod sicherlich ein profunder Kenner der Männlichkeit und der männlichen Attitüden. Wahrscheinlich tanzt er in seiner Freizeit Salza, singt und hat langes dunkles Haar, einen tollen Körperbau sowie eine prächtige und dichte Körperbehaarung. Die Behandlung selbst führt er leider in Mexiko durch und ich weiß nichts über die hygienischen Standards in diesem Land. Was das angeht, bin ich chronischer Bedenkenträger.

Man muss eine Streckbank schließlich regelmäßig mit Sakrotan reinigen, sonst gräbt sich das Smegma des Vorgängers für immer in die eigene Vorhaut ein. Das wäre unschön und bedarf einer Kosten-Nutzen-Abwägung. Drum prüfe, wer sich ewig bindet, habe ich mir da gedacht und weiter recherchiert.

Philip Collins hätte ich mir ganz anders vorgestellt. Nie im Leben wäre ich darauf gekommen, dass es sich um einen Farbigen handelt. Aber der Name hat mich in die Irre ge-

führt und ich habe ihn mir in etwa vorgestellt wie Phil Collins, also mit schütterem Haar und hoher Stimme. Aber auch seine Methode zur Penisverlängerung, ein eleganter chirurgischer Einschnitt, halte ich für durchaus überlegenswert. Also habe ich ihm geschrieben und ihn um ein paar Fotos gebeten. Er hat sie mir zugesandt und gesagt, dass es die Fotos von ihm selbst sind, von daher weiß ich, dass er farbig ist. Wobei ich ehrlich sagen muss, dass mich erstaunt hat, wieso er überhaupt die Behandlung vorgenommen hat, denn so schlecht ausgestattet war er auch vorher schon nicht.

Jedoch weiß ich von Freunden aus der Pharmaindustrie, dass es als Ehrenkodex gilt, die Präparate, die man anderen verkaufen will, auch an sich selbst ausprobiert zu haben. In einer Talkshow habe ich einen deutschen Urologen gesehen, der in einem Selbstversuch Viagra eingenommen hatte, ehe er es seinen Patienten verschrieb. Er musste die Show überstehen, so gut wirkte das Präparat.

Das hat mich überzeugt, und ich habe den Firmen und Personen, die mir derartige oder artverwandte Dinge täglich feilbieten, geschrieben, dass ich mit fortschreitendem Lebensalter auf ihre Produkte zurückzugreifen willens bin, derzeit jedoch noch keinen tatsächlichen Bedarf dafür sähe. Mein Bedarf sei momentan auf einer oberflächlicheren, auf einer offensichtlicheren Ebene beheimatet.

»Danke für die Bilder. Das finde ich ganz toll von dir, Dr. Philip, dass du die Methode, die du auch bei mir anwenden möchtest, erst einmal an dir selber ausprobiert hast. Es ist

ein Zeichen der Charakterstärke«, habe ich Philip Collins geschrieben, wobei ich mir nicht sicher bin, ob man Charakterstärke im Englischen tatsächlich mit »Potency of character« bezeichnet. Sei's drum, ich glaube er hat mich verstanden, denn ich habe kaum drei Tage später weitere Mails von ihm bekommen und fühle mich mittlerweile ganz gut informiert.

Der Preis schreckte etwas ab und die Barmer-Ersatzkasse weigerte sich hartnäckig, die Kosten zu übernehmen. Ich habe ihnen daraufhin angedroht, anderenfalls fünf Jahre lang Psychotherapie zur Behandlung meines archetypischen Organ-Minderwertigkeitskomplexes zu beantragen, aber sie blieben stur und stellten ihre Ohren einfach auf Durchzug. Bei vielen anderen Anbietern habe ich mich ebenfalls informiert, hin und her gerechnet, Finanzpläne erstellt und vor allem Körperoberflächenberechnungen durchgeführt. Darauf wäre ich nie gekommen, aber sie sind ein Muss, wenn man sich einem Genitaltuning unterziehen möchte. Unter der Adresse: www.genitaltuningteam.com findet man wirklich hilfreiche Informationen.

Bei Autos scheint es irrelevant zu sein, in welchem Verhältnis das Chassis zum Frontspoiler steht, bei einem Mann ist das anders.

Die Erklärung ist simpel, und ich will in einfachen Sätzen versuchen, die komplexe Physiologie dazu zu erläutern.

Jeder Mensch hat eine bestimmte Menge Blut im Körper. Jedes wichtige Organ beansprucht dabei eine bestimmte Menge Blut in der Minute, um seine Arbeit ordnungsgemäß

zu verrichten. Das Herz braucht Blut, der Darm braucht Blut, die Knochen und, und, und. Ach, es gibt so viele Organe, die Blut brauchen. Der Schwanz natürlich auch, besonders, wenn er sich in Schale wirft und ausgefertigt macht.

Das für die Erektion benötigte Blutvolumen ist nicht unerheblich. Da wird schon mal der eine oder andere Liter für die Dauer des Aktes vom übrigen Körper weggeschlossen und steht den anderen Organen temporär nicht mehr zur Verfügung.

Wenn ich also operiert werde und mein Schwellkörper ist danach erheblich größer als bisher, dann muss mein Herz entweder mehr Blut pumpen, mein Darm wird träge oder aber – und das ist das »worst case«-Szenario – ich werde über die Entstehung einer Morgenerektion einfach bewusstlos, weil mein Gehirn nicht mehr ausreichend mit Blut versorgt werden kann. Das steckt dann Untenrum fest und fehlt mir Obenrum. Aber was habe ich dann davon, wenn ich jedes Mal bewusstlos werde, wenn ich meine Freundin liebe oder nur daran denke, sie lieben zu wollen? Das muss man sich erst mal klar machen!!!

Deswegen bedarf es einer eingehenden Körperoberflächenberechnung und zusätzlich eines sportmedizinischen Gutachtens, zur Ermittlung der Grenzwerte der Verlängerungsfähigkeit. Schließlich will ja nicht jeder erst zwei Jahre lang Triathlon machen, nur um die Pumpfunktion seines Herzens zu optimieren, um die Folgen der Operation zu kompensieren.

Die Bilder von Dr. Philip haben mich daher kritisch gestimmt. Meiner Ansicht nach werde ich ein so prächtiges Gemächt, wie er es hat, gar nicht vertragen. Ich habe ihn nach niederschweligen Angeboten gefragt, zum Beispiel nach der Möglichkeit des Färbens - schließlich sollen dunkle Genitale an sich schon gewichtig wirken. Das kann aber selbst Dr. Philip nicht, er kann nur super operieren, wie er mir zurück schrieb.

Ich habe aber schon von Operierten gehört, die nach der Behandlung nach Davos ziehen mussten, weil der Körper in der Höhe entsprechend mehr Blut produziert und dann Darm und Hirn trotz Erektion funktionieren. Aber Davos liegt in der Schweiz, mehr braucht man dazu nicht zu sagen.

Also habe ich mich nach Alternativen umgeschaut, so wie es heute üblich ist, sich neben der schulmedizinischen Behandlung auch noch nach Alternativmethoden zu informieren. Fündig geworden bin ich dann, erstaunlicherweise, auf einer deutschen Internetseite.

Dort habe ich ein Foto gesehen. Es muss aus den achtziger Jahren gewesen sein, und mir war bislang nicht bewusst, dass wir in Deutschland bereits in den achtziger Jahren echte Alternativen zu einer tatsächlichen Schwanzverlängerung entwickelt hatten. Auf dem Bild zu sehen war eine Horde junger Männer, die mit Bierflaschen in der Hand um ein Auto herum posten.

Nun, von männlicher, archetypischer Minderwertigkeit konnte auf dem Bild nun wirklich keine Rede sein. Schnell

konnte ich mir den Grund für diese starke Performanz und männliche Überlegenheit erschließen.

Jeder der jungen Männer hatte an der Gürteltasche der viel zu engen Streifenjeans einen Karabinerhaken hängen, an dem ein rund 20cm langer Fuchsschwanz wedelte. Eine eindrückliche Inszenierung männlich erotischen Selbstbewusstseins und ein kostengünstiges Accessoire, dachte ich und kaufte noch am selbigen Tag die dafür notwendigen Bauteile zusammen, was sich als gar nicht so einfach erwies. Fuchsschwänze gibt es heute leider nicht mehr überall zu kaufen. Aber es wird nur eine Frage der Zeit sein, bis man auch bei Tchibo einen TCM-Fuchsschwanz erwerben kann, da bin ich mir sicher. Setzt sich mein Trend erst einmal durch, dann wird er schnell zum Flächenbrand. Entsprechend aktueller Entwicklungen in Sachen Männlichkeit, habe ich den Sack dann komplett zugemacht und mir auch ein riesengroßes Lederportemonnaie mit einer Silberkette zugelegt, das sich souverän in der linken Gesäßtasche aufzuhalten pflegt. Ein Tattoo habe ich mit Kugelschreiber auf meinem stärkeren rechten Oberarm imitiert. So ausgerüstet, mit Fuchsschwanz, Karabinerhaken, silberbekettetem Gesäßportemonnaie und Kugelschreibertattoo, habe ich eine völlig andere männliche Ausstrahlung entwickelt und die Pläne einer Operation erst einmal ad acta gelegt.

Der Vorteil ist offensichtlich: Ich brauche keine mexikanische Streckbank, keinen farbigen Chirurgen und kein Höhenstraining in Davos. Fuchsbeschwanzt kann ich mich auf das Sofa drapieren, lege das große Lederportemonnaie auf

meinen Bauch, lasse mein Kugelschreibertattoo in der Sonne aufblitzen und werde nicht bewusstlos, wenn meine Freundin bei diesem Anblick augenblicklich mit mir schlafen möchte.

Und das soll an dieser Stelle vielleicht nicht unerwähnt bleiben: Seitdem ich einen Karabinerhaken, einen Fuchschwanz, ein bekettetes Gesäßportemonnaie und mein Tattoo trage, geht so ziemlich die Post bei uns ab, und manchmal vergesse ich darüber sogar die Emails meiner amerikanischen Freunde zu beantworten.

Zur Fröhlichkeit der Tierwelt

Warum sind Vögel nur so fröhlich?
Trällern sich eins tagein tagaus.
Und werden dessen nimmer müde,
egal wie's um sie rum sieht aus!

Sie balzen, zwitschern, fliegen,
und scheinen nie zu kriegen,
die Nase voll von Fröhlichkeit.
Ja, ist es denn die Möglichkeit?

Nicht einmal mehr 'ne lahme Ente
macht sich Sorgen um die Rente!

Paris-Gereise

Ist man etwas über dreißig, dann sollte man nicht verpassen, seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. Das liegt im Trend und ist deswegen so reizvoll, weil man noch mindestens zweimal in seinem Leben die Möglichkeit hat, die Memoiren erneut und anders zu schreiben. Schließlich ist eine Erinnerung nie ein Abbild einer vergangenen Wirklichkeit, sondern eine hübsche eigene Neuverfilmung von dem, was sich tatsächlich so nicht zuge tragen hat. Dennoch verkaufen sich momentan die Memoiren Dreißigjähriger sehr gut, und so schulde ich dem Markt ein paar autobiografische Sätze.

Es geht um einige Erlebnisse, die sich während einer Reise nach Paris zugetragen haben, die ich im Sommer 2004 unternahm. Oder haben sie sich so gar nicht zugetragen und ich denke nur, dass es so gewesen sei? Egal – auf geht's nach Paris.

Auf der Fahrt mit der unschönen und hoffnungslos überbewerteten Thaly(s)-Bahn klingelte dauernd das Telefon. Eine SMS nach der anderen war angekommen und man hätte eine Liebschaft in Paris dahinter vermuten können, die sich auf dem Balkon eines riesen Appartements im 1er Arrondissement nach meiner Ankunft verzehrt, derweil sie noch damit beschäftigt ist, die Austern zu putzen. Immer wieder schaut sie nach draußen zum Eiffelturm herüber, greift zu ihrem Handy und schreibt nervös:

»Mon amour, wo bischt du? Isch bin fasst nackelisch und schon sähr aufgerägt. Komm avec le taxi directement zu mir, 'örst Du? Deine Schouschou.«

Bei der sechsten SMS habe ich aufgehört zu antworten, aber sie waren ja auch nicht so spannend wie die eben ausgedachte Nachricht. Zu lesen war in etwa Folgendes:

Ring ring:

»Herzlich Willkommen bei Proximus. Nutzen sie auch bei Proximus den vollen Komfort ihrer bisherigen Mailbox-funktionen.«

»Sie verlassen nun das Netz von Proximus. Auf Wiedersehen.«

»Herzlich willkommen bei Orange.«

»Auf Wiedersehen bei Orange«

»Herzlich willkommen bei SFR France, dem französischen Vodafone Partner. Nutzen sie auch im französischen Netz von SFR den gewohnten Komfort ihrer Mailbox unter 112. Nutzen sie auch die praktische Hotelbuchungshotline für ihren ganz individuellen Reisewunsch.«

So ging das in einem fort: rein ins Netz, raus dem Netz und wieder rein ins nächste. Einen Moment fühlte ich mich wie Spiderman, der sich an Funknetzen entlang von einem Sendemast zum nächsten schwingt Aber dieses Gefühl verlor sich im Trubel des Gare du Nord sofort. PARIS.

Ich war entgegen der Hoffnung von SFR France nicht nach Paris gekommen, um meine Mailboxfunktionen zu überarbeiten, sondern um im Schatten großer Geister Inspirationen zu bekommen.

Ich wollte einen L-i-t-e-r-a-t-u-r-l-a-u-b machen und schlief unruhig in der ersten Nacht, wachte früh auf und startete den Tag mit einem fulminanten Croissant und einem sehr, sehr dunklen, kleinen, braunen und heißen, süßen Ding ... mit Porzellanrand.

Dann marschierte ich entschlossen los. Ich lief über den Montmartre, bog ab und stapfte bis zur Oper, um von dort durch die Seitenportale des Louvre zu schreiten und zur Saine weiterzugehen.

Houellebecque, Sartre, Camus und und und – sie alle hatten hier in Paris geschrieben ... Keine Zeit jetzt für den Unsinn, muss weiter!

Links am Ufer entlang – Notre Dame im Rücken quer durch Saint Michel und den Boulevard Saint Germain rauf. Dann die Kuppel ... das Pantheon!

Die Ruhmeshalle der bedeutendsten Franzosen. Hier liegen Voltaire, Zola, Victor Hugo und viele andere begraben. Eines der Ziele meiner Reis war erreicht, und unruhig trat ich von einem Bein auf das andere, weil ich dachte, mir müsste gleich eine Fabel einfallen oder mindestens ein Rabe ein Stück Käse aus seinem Schnabel fallen lassen, um mit einem Fuchs zu diskutieren.

Erneut rief ich mir meinen Plan zurück ins Gedächtnis. Eigentlich war es vielmehr eine Traumsequenz, die mich

seit Jahren verfolgte und der ich nun endlich nachgehen wollte.

Das war mein Traum: Ich liege nackt auf dem Sarg von Voltaire, dann auf dem von Zola und dem von Victor Hugo und übernehme einfach ihren Geist als legitimer Erbe, weil es ja sonst keine mehr gibt. Eine Fabel, ein kleiner Roman oder ein abendfüllendes Theaterstück – irgendetwas würde schon dabei für mich herausspringen, da war ich mir sicher.

Das ist doch nicht zu viel verlangt vom Leben!

Mein Traum war recht simpel gestrickt, das gebe ich gerne zu. Ich nehme den Geist auf, ich schreibe eine tolle Geschichte, ich werde berühmt und reich. Dann wache ich auf.

Nun stand ich am Orte der Erfüllung meiner Prophezeiung und würde binnen kurzer Zeit Ideen haben ohne Ende. Das Blut pulsierte bis in die Zehennägel und ich kniff die sich zu langsam an die Dunkelheit der Krypta gewöhnenden Augen zusammen und stand plötzlich vor dem Sarg von Voltaire.

Dann passierte etwas sehr eigenartiges - nichts geschah, absolut nichts!

Ich kam nicht einmal wirklich in die Nähe des Sarges. Jedenfalls nicht nah genug, um mich nackt darauf zu legen und ihn mit meinen Armen zu umklammern. Die Räume waren bewacht, und der grimmige Aufpasser wirkte wie ein ehemaliger Fremdenlegionär, der wenig bis kein Verständnis für einen nach Inspiration suchenden Alemannen

haben würde, der sich entkleidet und dann nationale Denkmäler besteigt, ehe er in eine meditative Starre eintaucht. »1870, 1939 und jetzt schon wieder – immer Ärger mit den Deutschen« wird er denken und kurzen Prozess machen, noch ehe ich die Schuhe vorsichtig nebeneinander abgestellt habe.

Die Franzosen schützen ihre toten Helden mit schmiedeeisernen Gittern und grimmigem, bewaffneten Personal besser als zu Lebzeiten, und ich ging nach vier Stunden aus dem Pantheon raus, ohne dass mir überhaupt etwas eingefallen wäre. Na ja, mir ist natürlich was eingefallen, aber ob es die Qualität von Voltaire oder von Victor Hugo hat, das weiß ich nicht. Eigentlich weiß ich es schon.

Also okay, wir sind ja unter uns:

Oh Saint Michel, oh Saint Michel,
was ist das heute schon wieder hell!
Das liegt wohl an der prallen Sonne,
die strahlt mit solcher großen Wonne.

Ja gut, geschenkt, kein so tolles Gedicht – weiß ich! Aber wie fühlt man sich wohl, wenn man nach Paris fährt, um einen Roman oder ein Theaterstück oder hundert Fabeln zu schreiben, und dann fällt einem Nichts ein? Da klammert man sich aber so was von an den letzten Strohalm, das kann ich wohl sagen!

Am nächsten Tag versuchte ich es mit ein paar Liedtexten und setzte mich auf dem Friedhof Père Lachaise zu Edith Piaf, die aber etwas wortfaul mir gegenüber blieb.

An Jim Morrison kam ich auch nicht ran – eine japanische Reisgruppe war mir zuvor gekommen und belagerte die Absperrung vor seinem Grab. Wie »Rider on the storm« wohl auf japanisch klingen mag? Ich gab auf!

Wahrscheinlich ist Paris auch für Musiker kein guter Ort für eine geordnete Inspiration. Das liegt allerdings daran, dass man im Leben zwei Möglichkeiten hat, um sich durch Musik in den Wahnsinn treiben zu lassen. Entweder man dreht pausenlos, über Jahre hinweg, am Sendesuchlauf seines Radios herum, oder man fährt in Paris in der Metro.

In Sekundenschnelle muss man nach einem Bach Violinkonzert umschalten können auf einige alte Jazzstandards, ehe eine Gruppe Araber in den Metrowaggon dazu steigt und bekannte RAI-Lieder singt. Sie werden rausgedrängt von einem Klarinettenisten, der mit seinem Akkordeon spielenden Freund Tango spielt und wenn man den Nachbarn neben sich nach der Uhrzeit fragen will, dann zückt dieser eine Mundharmonika und spielt »Spiel mir das Lied vom Tod«. Kein Wunder ist es also, dass Jim Morrison und auch Edith Piaf unter solchen Bedingungen in dieser Stadt nicht sehr alt werden konnten.

Etwas habe ich dann aber doch noch mitgenommen aus Paris. Erstanden habe ich es in einem Kaufhaus der wunderbaren Kaufhauskette Monoprix. Ob es bei Stereoprix wohl doppelt so teuer ist, fragt sich der auf Lustigkeit eingestellte Parisbesucher. Der Monoprix liegt übrigens in der Nähe der Metrohaltestelle Duplex.

Leider sprechen die Franzosen ein X am Ende eines Wortes gar nicht mit, auch wenn es eine gedankenlose Buchstabenverschwendung ist. So entgeht ihnen einiges an Sprachwitz. Sie sagen also Monoprich und Düpläh und so werden sie so schöne Spaßreime wie:

»Ich kauf mir fix mal einen twix im Monoprix bei Dupleix« gar nicht verstehen. Der Franzose schüttelt nur das baskisch bemützte Haupt, wenn er die Übersetzung in die Hand bekommt, die ungefähr so klingt:

»schaschäte öhn twix ooh Monoprie präh de Düpläh.«

»Il n'est pas drôle, le Monsieur Fischmor'«, wird er dann sagen, den Gedichtband wegwerfen, sich das Baguette wieder unter den Arm klemmen und nach Hause gehen. Umsonst war mein Literatururlaub in Paris dennoch nicht. In Frankreich gibt es nämlich das schönste Schreibpapier der Welt. Während der Preuße entweder Linien oder Quadrate verwendet, mischen die Franzosen liebevoll Linien und Rechtecke in zartem bleu und rouge zu einer Komposition der Sinne. Ich bin so begeistert von dem französischen Schreibpapier, dass ich damit mein Zimmer tapezieren würde, wenn es davon große Rollen zu kaufen gäbe.

Erst auf der Heimfahrt fiel mir auf, dass ich ja eigentlich auch für das Papier keine Verwendung habe, seitdem ich nur noch tippe, und leise weinend sank ich in die stinkenden Polster des Thalys zurück.

Fischmord in der Trinktraversalen

Meine Damen und Herren. Pünktlich melden wir uns zur Übertragung zurück, und ich darf ihnen sagen, dass sich an der Spitze nichts Wesentliches verändert hat. Vor der abschließenden Übung führt die hoch aufgeschossene, schlanke holländische Stute Maraika das Feld an. Sie ist die Einzige, die den Barcours bislang fehlerfrei überstanden hat. Und nur ein Trinker steht noch aus, der sie noch gefährden könnte.

Genießen sie jetzt mit mir den letzten großen internationalen Auftritt des dreißigjährigen Wallachs Fischmord, der nach diesem Turnier seine große Karriere beendet und anschließend seinen Zuchtaufgaben nachkommen wird.

Das Publikum hat die Plätze wieder eingenommen, es ist jetzt mucksmäuschenstill. Wird er es schaffen? Wird er diese schwierige Trinkübung fehlerfrei überstehen? Es ist kein leichter Barcours. Die Hindernisse und die Übungen hat Lord William gesteckt, der selbst einmal erfahrener Turniertrinker gewesen ist. Tequila-Gold Gewinner 1986. Ein großer Sportsmann, jetzt sportlicher Direktor des internationalen Turniertrinkerverbandes. Wir sind gespannt, ob es Fischmord gelingen wird, seine glänzende Leistung aus dem Vorkampf zu wiederholen... und da ist er schon. Ruhig schreitet er in die Bar; er sieht konzentriert aus. Die Ohren gespitzt, der Körper leicht nach vorne gebeugt, die Brille geputzt. Mit einer eleganten Rechtsdrehung wendet er sich von der Tür ab und schließt diese lautlos mit der

Rückhand. Kein Geräusch, nichts ist zu hören. Wundn-
derbar. Das wollen die Kampfrichter sehen.

Im langsamen Schritt wendet er sich dem Tresen zu. Seit-
wärtsdrehung, Pirouette – klasse Ismael! Elegant und sou-
verän. Jetzt bloß nicht nervös werden!

Grazil hebt er die Hand zur Bestellung. Etwas zu zaghaft,
für meine Begriffe, aber das müssen die Richter entschei-
den. Er nimmt das Bier auf. Gut so – kein Tropfen ist
verschüttet. Das gibt Punkte.

Jetzt Rechtshandtrinken, Linkshandtrinken, Rechtshand-
trinken. Guuuut! Die fliegenden Wechsel schön ausge-
führt. Passend zur Musik, gut im Rhythmus.

Das muss doch Sicherheit geben! Schön, wie er hier die
Kraft aus dem Schulterbereich in die Bewegung übertra-
gen konnte.

Jetzt nicht übermütig werden, konzentriert bleiben, das ist
wichtig!

Zwei Schritte rückwärts, Linksdrehung, einmal an der Tre-
sendiagonalen entlang. Elegant! Jetzt das Platzieren auf
dem Hocker. Hier hatte er im Vorkampf Schwierigkeiten
– aber wie so viele aus seinem Münsteraner Geschlecht,
ist er vom Körperbau her gegenüber den großen holländi-
schen Turniertrinkern etwas benachteiligt. Doch das muss
nichts bedeuten. Mit all seiner Routine sollte es ihm gelin-
gen, auch diese Übung zu meistern.

Ruhender Sitz, das Kreuz gerade, den Bauch etwas einge-
zogen. Eine schöne Übung!

Man hört förmlich den angehaltenen Atem des Publikums. Sie alle hier fiebern mit, genauso, wie auch sie zuhause an den Bildschirmen, meine Damen und Herren. Wir fiebern, denn Gold scheint möglich. Bislang eine fast fehlerfreie und in den Bewegungen sauber akzentuierte Trinkvorstellung.

Jetzt die Rumpfdrehung zur Tür und dann die Rumpfdrehung zum Tresen. Beide Arme heben und in fließenden gleichmäßigen Bewegungen winken. Eine kleine Unsicherheit meine ich hier zu bemerken. Es wirkt etwas zu angestrengt, wie er den Bauch bei diesem Part einzieht. Das haben wir von ihm in Aachen auch schon schöner gesehen. Das nächste Bier! Zügig trinken, ohne die Lippen vom Glas zu nehmen. Unterbrechungsfrei muss getrunken werden. Schön! ... Ein guter Schluck war das!

Jetzt mit angelegten Armen vom Hocker in den Stand. Ein ganz leichtes Taumeln hier zu erkennen, kleine Abzüge, aber dennoch ein sicherer Stand. Kein Ausfallschritt, das ist wichtig. Ob die Kampfrichter dieses leichte Nachkorrigieren mit den Armen überhaupt bemerkt haben?

Komm Fischmord, reiß dich zusammen!

Jetzt der Whisky. Gekonntes Schwenken ... der Whisky darf ja nur bis zur Mitte des Glases geschwenkt werden, sonst gibt es Abzüge. Bei dieser Übung hat der Australier jede Chance auf eine Medaille eingebüßt. Fast bis zum Rand hat er geschwenkt und wurde für seinen Übermut vom Kampfgericht hart bestraft. Einen ganzen Punkt Abzug hat er dafür bekommen.

Nippen, schmecken, nippen, schmecken. Auch diese Wechsel geglückt. Jetzt in die Trinktraverse rüberleiten. Leichtes Beugen des Oberkörpers, das Glas in die Senkrechte stürzen und ... Klasse! Komplette ausgetrunken. Kein Fleck auf dem Hemd, kein Nachsabbern.

Kreiseldrehung, das Glas auf den Tresen stellen, dann seitwärts schreiten. Hier zeigt er die ganze Eleganz des Trinksports. Wunderbar, wie er seitwärts geht, die muskulösen Schenkel gespannt, das Knie gestreckt, den Kopf wippend zur Musik. Ja, da ist Musik drin, in seiner Übung. Ausweichen vor der Zigarettenkippe durch einen großen Ausfallschritt nach vorne. Linkes Bein sofort nachziehen. Stand. Ruhe bewahren! Jetzt das Ignorieren des unbezahlten Deckels. Auch das ist geglückt. Leichter Trab in Toilettenfluchtlinie. Komm, nur noch ein paar Meter, dann hast du es geschafft!

Toilettentür auf, Linksdrehung, Toilettentür schließen ... das muss Gold sein, das muss doch Gold sein! Ach was sage ich?! Das muss ein neuer Rekord sein. Das muss die Höchstpunktzahl geben. Wer hier Punkte abzieht, der schießt! Klasse gemacht! Was für ein Ende dieser langen, langen internationalen Karriere. Gold zum Abschluss! Ein großartiger Wettkampf! So schön kann Trinksport sein.

Soziale Gerechtigkeit in der Flora

Es grüßt der Baum den Regen:

»Ich brauche dich, du bist mein Segen.«

Er trägt die Krone ganz weit oben
und blickt sehr arrogant zum Boden,

wo Pfützen bleiben unbedacht
im Angesicht der Blätterpracht.

Der Regen fühlt sich ausgenutzt
und wird auf die Dauer sauer.

Der Baum, der dies noch nicht bemerkt, erklärt:

»Du bist so klein, ich bin so groß. Mich mag man leiden,
dich wird man meiden.«

Da wird der Regen sehr verwegen und strömt
mit aller Macht ins Wurzelwerk der Pracht.

Kaum ein Jahr später ist's vollbracht:

Der Regen hat ihn platt gemacht.

Da jammert nun der Baum und spricht:

»Entschuldigung, das wollt ich nicht.«

Der Regen, nun doch sehr verlegen,

schaut auf den kahlen Baum
doch Tränen rollen kaum.

Er tut ihm Leid, ganz zweifellos,
doch war sein Maul halt viel zu groß.

Und im traurigen Angesicht bleibt die Moral von dem
Gedicht:

Schau nicht hinab, selbst bist du groß
die kleinen Leut verärgert's bloß.

Sammelleidenschaft

Neulich habe ich in einer Zeitung gelesen, dass die Auspuffluft von Michael Schumachers Ferrari in Dosen abgefüllt wurde und diese jetzt versteigert werden. Der Zweck ist ein wohltätiger, wahrscheinlich wieder was mit Deutscher Asthmaliga oder so. Mal abgesehen von der rein technischen Schwierigkeit, die Dosen sofort nach dem vollgepufft werden luftdicht zu verschließen, ergeben sich weitere Fragen.

Zum Beispiel die nach der zertifizierten Echtheit des Doseninhalts.

Man stelle sich nur einmal vor, wie der Ersteigerer überglücklich die kleine Dose in den Händen hält und sie ein paar Tage vor sich herträgt, ehe er an einem Abend der Unbeherrschtheit beschließt, sich eine kleine Nase davon zu gönnen.

Endlich ist es soweit, er hat sich zur Verköstigung durchgerungen und arbeitet an dem würdigen Rahmen für dieses psychedelische Erlebnis. Er geht zu seiner Hi-Fi-Anlage, legt z.B. »Here we go again« der Skorpions auf oder aber die deutsche Nationalhymne.

An meiner Unsicherheit in der gedanklichen Ausgestaltung der Situation kann man ablesen, dass ich nicht die geringste Vorstellung davon habe, was Formel 1-Fans für Musik hören mögen. Aber zuzutrauen ist ihnen absolut alles!

Also, der Käufer der Schumacher-Auspuff-Geruchsdose legt sich in seinen Ohrensessel, klappt die untere Wadenbe-

schiebung aus und bringt den Sessel entsprechend seinem geistigen Potenzial in eine 30%ige Rückwärtslage. Dann rollt er sich einen 100-Euro-Schein fingerdick zusammen und versorgt seinen linken Nasenflügel mit dem teuren und selbst gebastelten Schnupfröhrchen.

Entschuldigung, er verwendet natürlich einen 10-Euro-Schein, der ist rot, und Formel 1-Fans sind, was die Farbwahl angeht, etwas überempfindlich.

Jedenfalls liegt er mit seinem Nasenrohr in Rücklage, hört Skorpions oder die Nationalhymne und öffnet das Döschen, hält sich den freien Nasenflügel zu und zieht um sein Leben ein. Seine Lungenbläschen füllen sich mit dem Doseninhalt und sein völlig intaktes Herz transportiert das mit Auspuffluft angereicherte Blut direkt in die Schaltzentrale seines Nervensystems.

Plötzlich wird er grau im Gesicht, bekommt einen Würge- reiz und erbricht sich auf die teuren Ohren seines Ohrensessels. Kein schöner Anblick, mag man denken und tatsächlich, schön anzusehen ist das nicht und eigentlich wirkt das ganze Szenario plötzlich wenig psychedelisch, sondern sehr realistisch.

Aber wenigstens passt die Musik zur Situation. Und so schlimm ist das auch nicht mit dem vollgekotzten Ohrensessel, schließlich ist er ja alleine zu Hause, so wie Formel 1-Fans meistens alleine zu Hause sind.

Ja, er hat nicht aufgepasst und sich im Internet eine dieser billigen Schumachergeruchsdosenfälschungen gekauft. Ein tolles Schnäppchen hatte er noch gedacht, über den Treu-

handservice von Ebay die Zahlung abgeleistet und doch nur eine überklebte Dose mit Heinz Harald Frentzen Auspuffluft der Saison 2002 zugeschickt bekommen.

Das ist ihm als Ferrari-Fan natürlich nicht bekommen, und das geschieht ihm Recht. Geruchsdosen zu kaufen oder zu ersteigern, über deren Echtheit man nichts, aber auch gar nichts sagen kann, ist eine Hochrisikoinvestition und man sollte äußerst vorsichtig damit sein.

Sicherlich kann man auch mal Glück haben, aber das kann man auch haben, wenn man sein gesamtes Geld in eine Bohrinself mitten in Gütersloh steckt. Auch was Bohrinself in Gütersloh betrifft, werden oftmals Versprechungen gemacht, die später niemals eingehalten werden. Jedenfalls ist mir nicht bekannt, dass eine der zahlreichen Bohrinself auf dem Marktplatz in Gütersloh bislang eine nennenswerte Produktionskapazität erreicht hat, die den Aktionären eine schöne Gewinnmarge ermöglichen würde. Mit Geruchsdosen von Formel 1-Rennfahrern ist es ganz genauso. Sie sind Risikoinvestitionen. Warum um alles in der Welt sammelt er auch so einen Scheiß, von dem es Fälschungen in Hülle und Fülle gibt? Jetzt liegt er in seinem vollgekotzten Ohrensessel und ärgert sich. Recht geschieht ihm!

Aus diesem Grunde und aus verschiedenen eigenen Erlebnissen, die ich an dieser Stelle nicht näher ausführen möchte, verlasse ich mich nicht auf die üblichen Vertriebswege über das Internet und die Geruchsdosen-Tauschbörsen, sondern sammle selbst vor Ort. So und nur so bin ich mir

sicher, dass der eingefangene Geruch auch tatsächlich der ist, den ich unbedingt in meiner Sammlung haben wollte.

Und selbstverständlich sammle ich keine Formel 1-Auspuffgeruchsdosen.

Seit neuestem ziert eine hübsche Glasvitrine von Möbel Porta mein kleines, 32m² großes Wohn-Schlaf-Koch-Klo. Die Vitrine war ein Lockangebot auf der Seite eins im Portapostwurfversand, und sicherlich haben die Damen und Herren von Porta gedacht dass ich, wenn ich schon mal da bin, zusätzlich zu der Glasvitrine auch noch weitere Dinge einkaufe, wie Platz-Sets oder neues Besteck.

Aber denen habe ich es gezeigt. Außer der billigen Glasvitrine von Seite eins habe ich nichts mitgenommen, absolut nichts, nicht einmal mehr den Kassenbon habe ich mir aufschwätzen lassen. »Nicht mit mir!«, habe ich an der Kasse gerufen und mit der Glasvitrine auf dem Einkaufswagen den Laden verlassen.

In der Glasvitrine stehen sie friedvoll nebeneinander, meine kleinen Geruchsdosen. So kann ich sie mir anschauen, sie bestaubwedeln und wenn ich Gäste habe, eine der guten Geruchsdosen öffnen und meinen Raum in ein entsprechendes Aroma tauchen. Jede der kleinen Geruchsdosen trägt ein Etikett, das ich in feiner Heimarbeit an stillen Abenden eigenhändig kalligrafiert habe.

»Internistische Station 2B des evangelischen Krankenhauses Mainz«, steht beispielsweise auf einer meiner Geruchsdosen. Aber das ist eine der Dosen, die keinen großen Wert hat, dafür ist sie sicherlich nicht selten genug.

Meine neueste Dose trägt die Aufschrift:

»Neurologische Intensivstation des Krankenhauses Merheim der Universität zu Köln«.

Krankenhaus-Geruchsdosen zu sammeln ist sicherlich ein wenig verbreitetes Hobby und unter den Freunden der Geruchsdosensammelei gelte ich als Exot, aber auch als feiner Kenner der Materie. Nicht selten rufen mich andere Sammler an oder fragen bei mir um Rat. Mein Geruchsdosenratgeber, der im letzten Jahr bei 2001 veröffentlicht wurde, hat sich viele tausend Male verkauft. Mit Fug und Recht kann ich daher behaupten, was für die Krimileser Henning Mankell ist, ist für Geruchsdosensammler der »Fischmord« – ein Standardwerk.

Natürlich finden sich in meinem Buch nicht nur nützliche Hinweise zum Sammeln selbst oder aber zu Größe, Beschaffung und Lagerung geeigneter Dosen. Solche Bücher gab es ja schon in Hülle und Fülle, und der Markt diesbezüglich kann als gesättigt gelten. In meinem Buch werden aber über das Handling und die Basics der Geruchsdosensammelei hinaus auch ethische Grenzfragen diskutiert. Schließlich bedarf Geruchsdosensammelei einer Reflexion. Nicht alles, was riecht und eingefangen werden kann, sollte auch gesammelt werden. Absolut abstoßend finde ich zum Beispiel Menschen aus meinem Fachbereich, die sich Dosen von Schwerverbrannten-Stationen, gynäkologischen Operationssälen oder gar aus pathologischen Abteilungen zulegen.

So welche trifft man immer wieder auf den veranstalteten Tauschbörsen für Krankenhaus-Geruchsdosensammler, daraus will ich kein Geheimnis machen. Leider gibt es auch unter den Krankenhaus-Geruchsdosensammlern schwarze Schafe, die ihre Waren unter der Ladentheke handeln. Aber die sollte man sofort rausschmeißen und in einen Topf mit Internet-Kinderpornoschändern werfen.

Jawohl, da gehören die nämlich rein und dann aber den Deckel schön luftdicht abschließen und warten, jawohl, so ernst ist es mir damit.

Ich habe einen Verein gegründet, den »Verein der Freunde der Krankenhaus-Geruchsdosensammler e.V.«

Wir haben im Vorstand eine Präambel entwickelt, in der wir die ethischen Standards der Krankenhaus-Geruchsdosensammelei festgelegt haben. Diese orientieren sich maßgeblich an den Kriterien der Nachhaltigkeit, den Beschlüssen der Kioto-Klimakonferenz, der Menschenrechtenserklärung der UNO und der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung sowie an Stellungnahmen zu unseren Anfragen bei Greenpeace und Jack Wolfskin. Darüber hinaus sollte vielleicht noch erwähnt werden, dass wir es streng ablehnen, Kinder für die Beschaffung und Aufbereitung von Geruchsdosen einzuspannen.

Für diese Pioniertat sind wir mit dem Umweltsiegel des Dachverbandes ausgezeichnet worden, und unsere ethischen Standards scheinen sich bundesweit zu etablieren. Sie sind von vielen befreundeten Geruchsdosensammlern bereits auf der Basis einer freiwilligen Erklärung unterzeichnet

worden. Beispielsweise vom Verein der Sammler von Kindergärten-Geruchsdosen, der in der Öffentlichkeit vor allem unter den Eindrücken der Ereignisse in Belgien stark um seinen Ruf zu kämpfen hatte.

Aber - Geruchsdosensammler sind keine generellen Kriminellen. Doch wer eine Glasvitrine besitzt, der sollte nicht unbedingt mit Steinen werfen. Auch ich habe eine Zeit durchlebt, in der mir der Erwerb von seltenen Dosen wichtiger war als die Einhaltung ethischer Prinzipien. Jedoch reift man mit dem Alter und mittlerweile brauche ich den »Thrill« nicht mehr, verbotene oder ganz seltene Dosen zu haben und kämpfe heute aktiv um die Umsetzung unserer ethischen Prinzipien.

Erst neulich hatte ich eine recht seltsame Begegnung auf einer bundesweiten Geruchsdosen-Tauschbörse, die, wie der Zufall es will, in Gütersloh stattfand.

Ein südländisch aussehender Mitbürger sprach mich an unserem Stand an und fragte, ob wir Interesse hätten an Geruchsdosen aus irakischen Gefängnissen. Er könne uns sogar eine Geruchsdose von der Unterwäsche von Lynndie England, der amerikanischen Cheffolterin, besorgen, behauptete er. Selbstverständlich sind mir derartige Angebote nicht nur zuwider, sondern es ist auch offensichtlich, dass hier mit einfachen Fälschungen und unkontrollierten Geruchsdosen ein schneller Euro gemacht werden soll. Zunehmend haben wir mit Fälschungen aus dem südeuropäischen Raum und aus den Osteuropa erweiterten EU-Ländern zu kämpfen.

Nur zum Schein ging ich trotzdem auf sein Angebot ein und fragte ihn, was er für eine Geruchsdose von der Unterwäsche von Lynndie England haben wolle.

Er entgegnete, dass er entweder 1000 Euro dafür haben wolle, oder aber, dass er sie tauschen würde gegen eine Formel 1-Auspuff-Geruchsdose von Michael Schumacher, wobei er Michael in etwa aussprach, wie Mikkaäl.

Ich habe ihm eine Geruchsdose von Rubens Barrichello untergejubelt, die ist auch rot und von Ferrari und wer weiß schon, ob er den Unterschied bemerkt. Die vermeintliche Geruchsdose der Unterwäsche von Lynndie England habe ich noch an Ort und Stelle geöffnet, sodass sie niemals in den Handel kommt und unsere Sammelleidenschaft frei bleibt von Anrühigkeit.

Toilettenspruch für eine Universität

Der Promovent hat jüngst verpennt,

was Praktikant schon lang erkannt.

Was hat der Doktorand verkannt,

das nun vom Praktikant benannt?

Der Praktikant wird bald Professor,

der Promovent Kaffee-Assessor.

Hitzewallung

Heiß wird mir bei deiner Berührung,
du lüstern schauende Verführung.
Innen bist du ganz schön feucht.
Mit eisern hartem Stopfen,
legst du dich ruhig auf meinen Bauch.

Schweiß bricht aus bei Tuches Fühlung,
du Sinne meiner bist Entführung.
Entrückt mir nur sanftes Gekeuch.
Beim Fühlen deiner Tropfen
ruf ich durch meine Wohnung auch
ein lautes

Verdammt!

Schatz, hast du etwa schon wieder
kochendes Wasser in meine Wärmflasche gefüllt?

Der Berg ruft (Naturgedicht)

In goldenes Licht getaucht
dein Kamm fließt sanft hinab in Wellen
wie das Haar einer schlafenden Geliebten.
Mit weit gestreckten Fingern greifen
deine Hänge nach dem Land.
Die starken Schultern umspannen die Welt
und schirmen ab vor Winde.
Mit deinen Lippen pustest du hinfort
die regennassen Wolken.

O h ^e B ^e r g o h ^e B ^e r g ,

Oh ^e B ^e r g an Arbeit auf meinem Schreibtisch.

Niemals dich deiner mächtigen Papiere berauben werde ich;
ehrfürchtig wahren deine Existenz.

Du ^e B ^e r g , du ^e B ^e r g , du ^e B ^e r g an Arbeit.

Von weitem dich zu sehen ist mein ganzes Heil.

Medienschnack 2: schon wieder im Radio

»Liebe Hörerinnen und Hörer hier auf Welle 4. Wie immer am Sonntagmorgen, so haben wir auch heute zum Medienschnack einen streitbaren Vertreter der öffentlichen Diskussion eingeladen, mit dem wir über seine Ansichten und Aussichten reden werden. Mein heutiger Studiogast ist wieder Herr Prof. Dr. Schlaechter aus Bitterfeld. Schlaechter mit ‚ae‘, wenn ich das vielleicht der Vollständigkeit halber erwähnen darf. Ich begrüße Sie recht herzlich. Guten Morgen, Prof. Schlaechter.«

»Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer. Es freut mich, zum wiederholten Male Gast in dieser Sendung zu sein.«

»Ja, Herr Prof. Schlaechter, mich freut es auch, dass sie sich der Debatte erneut stellen. Kaum eine unserer Sendungen hat eine solche Resonanz gefunden wie die letzte, in der sie Gast waren. Es gab einen Sturm der Entrüstung über das, was sie gesagt haben. Unsere Zuhörertelefone standen stundenlang nicht still und den Reaktionen nach zu urteilen, zeigten sich die Bedenkenräger und die Gegner der Verziehungswissenschaft doch deutlich in der Mehrheit gegenüber den Befürwortern. Herr Prof. Schlaechter - einer unserer Zuhörer bezeichnete sie als einen Antipädagogen, dank derer es zu zunehmendem Waffeneinsatz und zu Massakern unter Schülern kommen wird. Wie stehen sie zu solchen Anschuldigungen?«

»Nun, zunächst kann man darauf natürlich antworten, dass wir Verziehungswissenschaftler nicht in der Tradition der Antipädagogen stehen, sondern eher in Richtung Extrempädagogik tendieren. So wie Extremsportler die Grenzen der Zugkraft eines Gummibandes testen, so loten auch wir als Extrempädagogen aus, was an Verziehung eigentlich noch möglich ist, in einem Lande der zunehmend unbehaarten Männchen und verweichlichten Schuhträger. Die Kritik ist demnach schon im Grundsatz wissenschaftlich nicht haltbar. Eine Disqualifikation des Geisteszustandes ihres Zuhörers, so würde ich kurz antworten. Schuld an zunehmendem Waffenmissbrauch und Massakern sind, wenn überhaupt, die Schulsysteme, die wir derzeit haben. Gymnasiasten beispielsweise sind natürlich psychisch besonders vulnerable Randgruppen. Sie sind deutlich zu lange interniert. Zudem wird ihnen genügend Rüstzeug vermittelt, um komplexe Waffensysteme zu verstehen und mit ihnen umzugehen. Sie können lesen und schreiben und werden den Lehrplänen entsprechend ja in Ballistik ausgebildet. In keiner anderen Schulform mehr lernen die Schüler lesen und schreiben. Das halten wir für einen wesentlichen Fortschritt, denn so bleibt das Studieren von Bauanleitungen zu Atomwaffen im Internet reine Phantasie. Hier hinken die deutschen Gymnasien einer wünschenswerten Entwicklung deutlich hinterher. Ich bin für die Abschaffung derartiger Schulsysteme, denn sie führen zu nichts, wie wir sehen.

»Herr Prof. Schlaechter – sie meinen doch sicherlich Physik und nicht Ballistik. Es ist mir gänzlich unbekannt, dass auf Gymnasien Ballistik ein Unterrichtsfach wäre.«

»Doch doch. Sie mögen es als Physik tarnen, de facto aber werden in den meisten Physikstunden die Gesetze der Ballistik unterrichtet. So wie es auch keine Seltenheit mehr ist, dass der Unterricht in Chemie im Leistungskurs damit endet, dass man zur Abiturklausur einen neuen Kampfstoff entwickelt haben muss. Das ist die Folge von erfahrungsorientiertem Lernen und modernen pädagogischen Ansichten. Viele Lehrer meinen halt, man müsse Sachfragen und Gegenstände in den Mittelpunkt des Unterrichts rücken, die einen Bezug zur realen Lebenswelt der Jungbrut haben. Also stehen Videorekorderprogrammierung, Kampfsportarten, Schusstechnik und Erregerentwicklung im Vordergrund des Unterrichtsgeschehens. Man sollte Schülern lieber das Beibringen, auf das sie nie alleine gekommen wären, sonst ist es ja Unsinn, sie zu internieren und wir könnten es uns sparen, weiterhin solche Freizeitcamps zu unterhalten, die sich Schulen nennen.«

»Das so, denke ich, werden viele unserer Zuhörer sicherlich anders sehen. Aber wenn sie schon so vehement gegen Gymnasien und deren Lehrinhalte wettern – was sind denn ihrer Meinung nach wichtige Unterrichtsinhalte, die in allen Schulformen gelehrt werden sollten?«

»Vermittelt werden müssen beispielsweise Paarungstechniken und Balzverhalten. Ich finde es skandalös, wie unbeholfen sich gerade die Kleinsten unter uns bei ihren

ersten sexuellen Kontakten verhalten. In Schulen wird ihnen doch nur unnutzes Gedöns unterrichtet, was sie überhaupt nicht anwenden können. Was nützt es denn, wenn man weiß, wie der Zyklus des Weibchens funktioniert? Im Biologieunterricht schauen sie sich unter einem Mikroskop halb gelähmte Spermien von derangierten Männchen an. Das ist entmutigend. Die richtige Technik des Eindringens in den Körper des Weibchens oder aber getestete und viel versprechende Verfahren der Balz werden nicht thematisiert. Und bitte nicht diesen ganzen neumodischen Kram unterrichten, wie Tantra oder Tundra, sondern solide Grundtechniken. Wenn das Vorspiel länger dauert als der Akt, dann stimmt doch etwas nicht mehr in den Verhältnismäßigkeiten. Im Kino ist der Vorspann auch nicht länger als der Film. Es ist doch kein Wunder, dass wir keine Nachkommen mehr produzieren, wenn man darauf vertraut, dass sich jeder selber beibringt, wie man als Männchen richtig begattet und wie man einem Weibchen imponiert. Das endet in schrecklichen Bekleidungsständen und lächerlichem Rum- und Angehops in Diskotheken. Solange Männchen nicht beigebracht wird, dass man beim Erstkontakt sein Genital präsentieren muss und süße Früchte anbietet, solange erleben wir eine kollektive Hilflosigkeit. Was machen sie denn, wenn sie sich annähern? Unsere Jungbrut lullert sich etwas zusammen von ‚schönen Augen‘ und bietet an, ein Weibchen nach Hause zu begleiten, anstatt mit ihr ins Hotel zu gehen. Ja wo leben wir denn? Ich höre immer wieder von ersten Kontaktaufnah-

men und Verabredungen ins Kino. Aber was machen sie dann da, wenn sie sich treffen? Sie schauen sich gemeinsam einen Film an. Entschuldigung, wenn ich mich so echauffiere, aber das ist doch ein absolut jämmerliches Bild. Männchen wird doch die Entschlossenheit abtrainiert in unserer Gesellschaft, solange wir ihnen ein Bild vom Mann präsentieren, das sich auf diskutieren und Verstehenwollen beschränkt. Weibchen wollen nicht verstanden, sondern erobert und begattet werden und Nachkommen werfen. Gelingt ihnen das nicht, werden sie kreuzunglücklich. ‚Verstehen ist gut, begatten ist besser‘, lautet ja auch der Titel eines Fachartikels, den ich für die Zeitschrift »Nature« geschrieben habe. Eklatante Lücken im Wissen um das Paarungsverhalten enden in einer sich immer weiter vergrößernden Anzahl an verhärmten und unglücklichen Einzeltägern, wie uns die Soziologie aufzeigt. Rudelbildungen nehmen ab. Das ist doch nicht natürlich! Bei der dramatischen Entwicklung in unserer Gesellschaft reicht es nicht, sich diesen Fragen nur theoretisch zu nähern. Hier ist eindeutig der Bedarf eines praktischen Unterrichts zu verzeichnen. Aber auch der muss früh beginnen, mit Eintritt ins Pubertätsalter, also mit zwölf. Denn wer mit zwölf nicht lernt, wie man begattet und balzt, der kann es mit dreißig immer noch nicht!«

»Herr Prof. Schlaechter. Ich kann mir vorstellen, was ihre Thesen an Entrüstung mit sich bringen werden. Das betrifft wahrscheinlich nicht nur die Kirchen. Das, was sie fordern, ist schlichtweg ungesetzlich und ein juristischer

Tatbestand. Sie fordern gerade öffentlich zur Unzucht mit Minderjährigen auf, ist ihnen das eigentlich präsent?»

»Natürlich ist es das, aber Gesetze sind ja von Menschen ohne besonderen Verstand und bar jeder Sachkenntnis gemacht. Das sind doch selbst alles verhärmte Einzeltäter oder kinderlose Scheidungsratenbeschleuniger, die da über unsere Geschicke walten. Gesetze sind nicht in Stein gemeißelt und könnten entsprechend wissenschaftlicher Erkenntnisse auch durchaus einmal modernisiert werden. Zeugungstechnisch sind Zwölfjährige ganz weit vorne. Entbindungen werden ab 30 immer schwieriger. Wer das nicht begreift und fördert, der trägt systematisch zur Vernichtung unserer Art bei. Das möchte ich vor meinem Gewissen nicht verantworten müssen.

»Ich denke, das wird viel Gesprächsstoff geben, Herr Prof. Schlaechter.«

»Ja, aber reden hilft hier nicht mehr. Da müssen Taten her. Hier zeigt sich wieder einmal die Mutlosigkeit der Politik und die Kurzsichtigkeit, die nur auf Wiederwahl und nicht auf strukturellem Arterhalt beruht. Ich freue mich auf eine angeregte Diskussion mit ihren Zuhörern und hoffe, dass wir in unserer Gesellschaft noch ausreichend Menschen finden können, die den Mut haben, das auszusprechen, was die Verziehungswissenschaft schon lange weiß: Durch Reden alleine ist noch kein Junges entstanden.«

»Ich danke ihnen für dieses provokante Schlusswort, Herr Prof. Schlaechter. Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, unsere Telefone sind ab jetzt wieder für sie freigeschaltet

und sie können ihre Fragen und Meinungen mit Prof. Schlaechter diskutieren. Er wird noch eine Stunde lang zur Verfügung stehen. Nutzen sie die Chance und rufen sie an. Ich denke, dass es heute fürwahr eine Hotline sein wird.«

Urlaub in Katatonien

Einst aß ich Kastanien aus Katalanien.
Nun mit Melonen der Katatonen mich wollt belohnen.
Doch Argwohn ist des Urlaubs Lohn.
Der Katalog aus Katatonien log!
Nick Knatterton ist gar kein Kataton.
Auf den katatonen Auktionen
gab's nicht eine Attraktion!
Das katatone Kurorchester klingt zu kakophon.
Die katatone Kurkantate kennt nur einen Ton.
Der katatone Kakadu kaum kann Flügelspiel.
Die Cathedral in Kataton kennt kein Chorgestühl.
Einzig eine katalanische Kakerlake in Kataton krabbelt
herom. Sie will zurück nach Katalanien zu Sonnenschein
und den Geranien.

Liebesgedicht an mein Handyklingeln

Ring ring old phone.

Blöder Ton, den kenn ich schon.

Der Sound der De-Generation.

Man will doch stets mit neuen Tönen
die Reisenden der Bahn verwöhnen.

Schnell hinein ins Internet. 1,89? Wow, das ist fett!
Für einen Ton? Der blanke Hohn!

Für Elise?

Polyphon kaum Sensation!

Deutschland sucht den Superton.

Britney Spears und Tic tac to; ABBA, Wagner? -
Nichts macht froh!

Lautlos? Stille!

Verpasstes Treffen; Geschrei sehr schrille.

Erklärungsbedarf anstatt Idylle.

»Ich hatte keinen Handyton!«

»Dann schalt doch um auf Vibration.«

Es kehrt nun Ruhe ein - überall.

Nur hier und da von Fall zu Fall,
erzittert unruhig rechts ein Bein.

Das wird dann wohl ein Anruf sein.

Oh stille Nacht,

oh fröhliche Nacht!

Warum nicht gleich, hab ich gedacht?!

Einige gute Dinge

Gut, dass es laute Rockmusik gibt, sonst müsste man dauernd miteinander reden.

Gut, dass es Urlaubsorte gibt, sonst müsste ich es mir zuhause gemütlich machen und meine Wohnung dafür aufräumen.

Gut, dass es Frauenzeitschriften gibt, sonst würde meine Freundin Männersportmagazine kaufen und die Schönheit meines Körpers in Frage stellen.

Gut, dass es Jugendliche gibt, sonst wüsste ich nicht, wen ich verachten könnte.

Gut, dass es Parkplätze gibt, sonst müsste man abends sein Auto in die Wohnung hoch tragen.

Gut, dass es Ikea gibt, sonst lägen alle meine Sachen auf dem Boden.

Gut, dass es die Schwerkraft gibt, sonst würde der Müll meiner Nachbarn auf meinen Balkon schweben.

Gut, dass es Rechtschreibkorrekturprogramme gibt, sonst wäre dieses Buch nie in den Druck gegangen.

Gut, dass es Nasenhaarschneidemaschinen gibt, sonst ...

Ach! Es ist eigentlich alles gut!

Paris mon cher amour

Ob Bonaparte wohl j'émals 'at gesässen
am Montmatre unde Crêpes gegässen?
Ob Claude Debussy noch erfänd Melodie
bei dän Preisän där Parireisän?
Ob Marie Antoinette wohl noch fändä une Bette
füre wenisch Bargälde odär gar schläfe im Zälte?
Eh Camille Claudell, elle 'ätte auch gar nischt Gäld
für Fahrten am Monmatren avec das groß' Karussell.
Et auch der 'err Camus, er wüürd wohl nie
mehr trinken Café et bezahlen, mais oui!
Même Monsieur le Satre nischt isst die Salate
gegenüber der grande Opera
die Preise sind zu teuer là-bas.
Et mon cher Robesprière, er niemals mehr währ
ön Revolutionäre sondern eher Aktionähr
von däre Eisboude vore däm Louvre!
Paris - Du kannst nischt Stadt däre Liebe sein,
dafüre du bist zu teuer unde fein.
Isch kann mir nischt mal leisten für Lisa
in dieser Stadt eine kleine Pariser!

Rede auf dem Kongress der Sammelkläger gegen die Großgastronomie

Meine Damen und Herren,
zunächst einmal ein ganz herzliches Dankeschön für die Einladung zu diesem Kongress und der Möglichkeit, vor Ihnen sprechen zu dürfen.

Unser aller Anliegen die Großgastronomie und insbesondere die Brauhäuser mit einer Sammelklage zu konfrontieren, erscheint nicht nur gerecht. Es ist quasi eine längst überfällige Reaktion auf die fortschreitende Kostenspirale im Gastronomiebereich. Diese ist nicht länger hinzunehmen und ich will Ihnen an dieser Stelle kurz und knapp das Anliegen sowie den Begründungsrahmen unserer Sammelklage unterbreiten. Wir hoffen, dass Sie sich beim Ausgang in die dort bereitgestellten Klagelisten eintragen werden.

Ich habe das einmal ausgerechnet - der Alkohol wird uns wohl ruinieren. Genauer gesagt nicht uns als Individuen oder aber die kleinen Lappen der beständig größer werdenden Leber. Vielmehr wird der Alkohol wahrscheinlich sogar den gesamten Sozialstaat gefährden.

Und Schuld daran ist die Großgastronomie.

Es wird von studierten Menschen gefordert, man solle mindestens drei Liter Flüssigkeit am Tag trinken.

Geht man davon aus, dass dies nicht nur durch Korn, Caipirinha oder andere gewagte Mischgetränke erreicht werden soll, so bleibt eine erstaunlich große Trinkmenge Bier pro

Tag übrig, die man in Brauhäusern zu sich nehmen muss, um gesund zu bleiben.

Seitens der Industrie wird uns gesagt, wir könnten doch zuhause trinken. Das, meine Damen und Herren, sind die typischen Argumente gegen den kleinen Mann auf der Straße und in den Trinkhallen!

Alleine Essen macht dick, so eine Studie in den Staaten. Alleine trinken aber macht dumm und einsam.

Ich frage Sie: Was wiegt schwerer? Brauhäuser haben hier einem Auftrag für das Gemeinwohl Sorge zu tragen. Wir dürfen die Brauhäuser nicht aus ihrer Verantwortung für die Volksgesundheit entlassen.

Ich will auch noch mit einem anderen Gerücht aufräumen, dem man immer wieder begegnet.

Schamlos wird behauptet, Alkohol sei schädlich und ein Risiko für die Gesundheit und die Sicherheit im Straßenverkehr! Auch dies ist vor dem strengen Auge neuerer Forschungsergebnisse nicht richtig. Es gibt keine hinreichenden Beweise für den Verlust der Verkehrstüchtigkeit durch das Trinken alkoholischer Getränke, wie das Fischmord-Gutachten eindrucksvoll bestätigt! Ich will Ihnen das kurz erläutern:

Mit vierzehn Kölsch im Bauch ist das fehlerfreie Diskutieren mit Polizisten noch möglich. Ab zwanzig Kölsch muss man aufhören zu sprechen, kann aber immer noch geradeaus mit dem Fahrrad fahren. Ab fünfundzwanzig Kölsch muss man auch das Fahrrad stehen lassen, wenn man auf

dem Nachhauseweg Kurvenführungen ausgesetzt ist. Aber es ist immer noch möglich, dem Taxifahrer den Personalausweis hinzustrecken. Der bringt einen dann sicher nach Hause. Ganz ohne Risiko.

Ich kann hier beim besten Willen keine schädigende Wirkung oder aber ein Verkehrsrisiko erkennen!

Fünfundzwanzig Kölsch sind bei gut gezapfter Qualität und abgerechnet der Schaumkrone, eine Trinkmenge von sage und schreibe 4,62 Liter. Diese für die Verkehrssicherheit folgenlos bleibende Tagestrinkmenge lässt eine Nierenerkrankung und eine Dialyse in weite Ferne rücken. Das ist Gesundheitsarbeit auf hohem Niveau. Auch das muss einmal gesagt werden. Hier werden durch den ausreichenden Bierkonsum Milliarden an Behandlungskosten gespart – aber dieses Argument taucht in kaum einer öffentlich geführten Debatte auf!

Doch zurück zu dem eigentlichen Grund unserer Sammelklage: 4,62 Liter Bier pro Tag wollen entsorgt werden! Bei den überhöhten Toilettenpreisen in Brauhäusern und Bahnhofsgaststätten, droht hier eine Zweiklassengesellschaft. Es ist nicht hinzunehmen, dass sich künftig nur noch Reiche leisten können, ihre Blase zu entleeren. Das wird den Sozialstaat entzweien und den Trinkort Deutschland nachhaltig gefährden.

Wir müssen sicherstellen, dass wir in den kommenden Jahren wieder eine 00-Runde zum Nulltarif drehen können.

Betrachtet man die Faktenlage, dann können hier klare Hochrechnungen durchgeführt werden. Das durchschnittliche Volumen einer Harnblase umfasst ca. 400 ml. Bei Menschen, wo eine Laune der Natur die Harn- und Gallenblase miteinander vertauscht hat, ist das Fassungsvermögen bis auf 150 ml verkleinert.

Das bedeutet, dass die ärztlich als notwendig deklarierte Trinkmenge das bis zu dreißigmalige Aufsuchen einer öffentlichen Entleerungsanstalt erforderlich macht. Bei einem durchschnittlichen Betrag von 50 Cent pro Blasenentleerung in Brauhäusern und auf Bahnhöfen kommt so, für nur einen Tag hochgerechnet, der Betrag von 15 Euro zustande. Das Ticket für die Fahrt zum Bahnhof noch gar nicht eingerechnet!

Im Laufe eines Monats kommen so, ohne die anfallenden Transportkosten, 450 Euro an Toilettengebühren pro Person zustande. Wir alle werden zukünftig nur durch einen zweiten Beruf hinreichend Finanzmittel haben, um unsere Nieren bis ins hohe Alter hinein gesund zu erhalten!

Diese Kostenexplosion wird seitens der Brauhäuser immer wieder mit dem steigenden Sicherheitsaufwand für ihre Toiletten begründet.

Zugegebenermaßen waren Bahnhofstoiletten und die stillen Orte der Brauhäuser in vergangener Zeit Tummelplätze für zwielichtige Gestalten oder aber Schlafplätze für illegale Einwanderer. Das hat sich geändert - aber zu welchem Preis? Was wiegt hier schwerer?

Ein paar arbeitswillige Fremdsprachler zu beherbergen oder aber die Menschen in diesem Staat zu zwingen, ihr Erbe zu verpinkeln?

Das, so meinen wir, ist nicht hinzunehmen!

Modellhafte Versuche haben gezeigt, dass es auch anders geht. Es gibt sie noch, die Oasen, in denen ein Pissoir kein einarmiger Bandit ist! Wir müssen dem ökonomischen Brauerei-Terrorismus das Handwerk legen!

Verbünden wir uns also mit den kleinen Gastronomen und verklagen wir die Bahnhofsgaststätten und Brauhäuser. Lassen Sie uns jetzt handeln!

Nur so sichern wir nachhaltig unsere Renten und die Nieren unserer Kinder!!!!

Rhythmus

Dumm doch schick

Dumm dumm, sehr schick

Paderborn, Vibrafon, Englischhorn, Gischt!

Dumm doch schick

Dumm dumm, sehr schick

Ka-tas-trophal, ka-tas-trophal!

Dumm doch schick

Dumm dumm sehr schick

Niederlage, Mückenplage, wenig Tage

Rum

Rhythmuswechsel ... drei, vier ...

Kamtschatka, Kambodscha

Kamtschatka, Senegal

Kamtschatka, Kambodscha

Kamtschatka, Lourdes

Kamtschatka, Kambodscha

Kamtschatka, illegal

Kamtschatka, Kambodscha

Kamerun, Tschad!

Kamerun, Tschad!

Das tatsächliche Paarungsverhalten geschlechtsreifer Großstädter

(**Regieanweisung:** eine kleine Bushaltestelle etwas außerhalb von Siegen. Die Straße führt rechts nach Siegen rein und links aus Siegen raus. Zwei Mädchen im Alter von ca. 17 Jahren sitzen an der Haltestelle, so wie sie es nachmittags immer tun und rauchen. Plötzlich hält ein rotes Sportcabriolet und es steigt ein junger Mann aus, der seine Sonnenbrille absetzt und ein Gespräch beginnt)

Ist nicht viel los hier an der Bushaltestelle, Mädels, was?
Na, dann setz ich mich mal zu euch, nur so aus Spaß
und erzähl mal was aus meinem Leben,
das sich bewegt sehr viel und eben
spannende Momente hat,
aber ich komm ja auch aus einer Stadt!
Ich leg Platten in wichtigen Läden auf
und gäbe es Leute wie mich nicht zuhauf,
dann würde es kein Beben geben im Nachtleben.
Eigentlich komisch, dass ihr mich nicht kennt,
ich bin's, DJ Frosti, dem die Tanzsohle brennt.
Aber auf dem Land hat man halt verpennt,
wo Vibes und Grooves ganz vorne sind.
Nun schau nicht so traurig drein, mein Kind.
Ich bin ja hier und kann euch geschwind,
zeigen was von dieser Welt.
Ich bin sozusagen Freizeitheld.
Ein Robin Hood der Musikszenerie,
so eine Chance hattet ihr wohl noch nie!
Ihr seht super süß aus, all ihr beiden,

man kann sich beinahe gar nicht entscheiden,
wer vorne sitzen darf im Cabriolet,
wo der Wind dann schön durch die Haare weht.
Ich kenn fast alle Größen aus dem Showbiss
und werd von vielen bereits schon vermisst.

Als Partylöwe, bittschön,
bin ich bekannt und gern gesehen.

Hollywood?

Das kenn ich gut!

Ich hatte sogar schon mit Julia Roberts Verkehr,
aber die gefiel mir nicht sehr, so vom Wesen her.
Meine Traumfrau soll eher bodenständig sein.
Euch hier zu treffen ist Zufall wohl kein.

Was soll das heißen – euer Bus kommt gleich?
Und ihr steigt da ein und werdet nicht weich?

Es scheint immer schwieriger zu werden in Siegen,
noch eine der Dorfschönheiten zu kriegen!

Meine Teilnahme am European Hymnencontest

Internationale Sportfeste sind stets ein Gradmesser, um sich wichtiger Vergleiche der Kulturen zuzuwenden. Eine der wesentlichen Fragen ist beispielsweise, wer die hübscheren Sportler und Sportlerinnen hat. Meiner Meinung nach dürfen Schnellläufer ruhig 18 Sekunden über 100 Meter benötigen, so kann man die anmutigen Leiber wenigstens etwas länger betrachten und sich ein genaues Bild davon verschaffen, ob man sein Alter lieber auf Jamaika oder in Spanien verbringen sollte. Das ist unmöglich, wenn sie meinen, sie dürften nur neun Sekunden dafür aufwenden. Los-Stopp-Schade.

Die Zeit hat mal wieder nicht gereicht, um auf meinen umfangreichen Formularen einzutragen, wie ich Oberschenkelgröße und -bau sowie Wadenmuskulatur beurteile. Frisuren sind ebenfalls wichtige Messpunkte und Beurteilungskriterien. Und natürlich bewerte ich so etwas wie »natürliche Glaubwürdigkeit«. Also die Frage, ob man annehmen kann, dass jemand ohne die zusätzliche Einnahme von Medikamenten so aussehen könnte, wie er dann tatsächlich aussieht.

Nicht unerheblich ist auch der Vergleich der Modeschöpfer für Sportbekleidung. Dabei geht es nicht um die lächerlichen Anzüge und Kostümchen, die bei der Eröffnungszeremonie getragen werden. Die sind meist Schrotti-Pallotti und der Gang zu C&A würde manch gerötetes Auge verhindern. Ich habe schon viele Sportler weinen sehen beim

Einmarsch der Nationen, und das kann man gut verstehen. Keiner von uns würde sich gerne vor einem Millionenpublikum durch das Tragen von widerlichen Halstüchern blamieren.

Sportreporter deuten die Tränen meist falsch als emotionale Ergriffenheit, aber Sportreporter deuteten auch den Totalausfall von Leistungsträgern der deutschen Fußball-Nationalmannschaft 2004 als positives Signal für einen gelückten Generationenwechsel.

Es geht bei den olympischen Spielen vor allem um den Vergleich der Sportbekleidung selbst. Genauer gesagt geht es um den Vergleich der *Sportartenbekleidung*. Beschuppte Schwimmanzüge zum Beispiel sind von australischen Couturiers entwickelt worden. Sie sind jedoch nicht wirklich eine positive Weiterentwicklung. Obwohl sie bei Frauen durchaus den Vorteil haben, dass damit Teile der Schultern verdeckt sind – und Schultern von Schwimmerinnen sind wirklich angsteinflößend. Es ist gut, wenn sie verhüllt bleiben. Männliche Schwimmerschultern aber will man sehen, da ist es unfair, wenn sie durch Haifischflossen verdeckt sind.

Sportbekleidung wird früher oder später Straßenbekleidung für untrainierte Normalbürger. Das muss man wissen und man muss es ganz laut gen Australien rufen! In vergangenen Jahren trugen 1,58 m große Kinder nur Basketballbekleidung. In diesem Jahr laufen junge Frauen in hohen Boxerschuhen durch die Straßen und man fürchtet jederzeit eine Rechts-Links-Kombination. Man stelle sich nur einmal

vor, wie alle Australier im Sommer mit diesen Schwimmanzügen das Straßenbild verunstalten. Die Mode ist ein triftiger Grund, das Land zu wechseln.

Ich möchte einmal in einem Land leben, in dem alle Beachvolleyball spielen, aber ich bin mir nicht sicher, ob es ein Land gibt, in dem gesetzlich verankert ist, dass die einzige zulässige Bekleidung die von Beachvolleyballspielern und -spielerinnen ist. Doch der Gedanke ist reizvoll. Ein gutes Land dafür wäre meiner Ansicht nach Italien. Es gibt jedoch auch Nachteile, mit denen man dann zu kämpfen hat. Man stelle sich nur einmal die folgende Situation vor: Ein Tourist steht vor dem Portal des Petersdoms, wird aber abgewiesen, weil er eine lange Hose anhat. »Mist«, denkt er dann, warum habe ich nur meine Beachvolleyballhose wieder im Hotel vergessen?

Schön anzusehen sind auch die schnittigen Rennanzüge der schnell laufenden Männer, die, aus welchen Gründen auch immer, das Tragen von Unterhosen verboten bekommen. Entweder gibt es bei diesem Sport ausschließlich weibliche Trainerinnen, oder aber jamaikanische Unterhosen sind von erstaunlichem Gewicht und würden einen erheblichen Nachteil für den Läufer bedeuten. Wie dem auch sei. Das Muskelspiel der Gesäßhälften ist es wert, dass man sündhaft teure mitfahrende Kameras installiert. Eine gute Sportart! Ein gutes Land, welches Rennanzüge zur Straßenbekleidung erhebt.

Kugelstoßerinnen und Hammerwerferinnen hingegen sollten sich modisch unbedingt an der Bekleidung von Imkern

afrikanischer Killerbienen orientieren. Dann könnten auch das ganz hübsche Sportarten werden. Denn so uninteressant ist es ja nicht dabei zuzusehen, wie man schwere Gegenstände wegwirft und den sauber gepflegten Rasen ruiniert.

Der wichtigste Contest aber ist und bleibt der, der Nationalhymnen. Musik ist ein noch feinerer Gradmesser bezüglich der Kulturfähigkeit eines Volkes als die Mode. Satt gehört hat man sich an dem immer gleichen Tschingderassadäng und dem eintönigen Paukenbepauke.

Anstatt jährlich einen »European Songcontest« für Popsongs trällernde Sternchen zu veranstalten, sollte lieber ein jährlicher »European Hymnencontest« veranstaltet werden. So kann ein Land zu großen Sportereignissen jeweils mit einer frischen Hymne aufwarten. Popsongs gibt es hinreichend hübsche, tolle Hymnen sind ein musikalisches Drittweltland.

Die deutsche Hymne ist zu schwermütig und getragen, die lettische Hymne würde mich als Spitzensportler sogar dazu veranlassen, in jedem Falle ewiger Zweiter zu bleiben. Hinter wem ist egal, Hauptsache, man muss die lettische Hymne nicht hören und kann aus voller Brust die andere mitsingen.

Mein Gesuch, eine nationale Vorentscheidung für den »European Hymnencontest« zu starten, ist beim Bundespräsidenten leider abschiedlich beschlossen worden. Soviel schon mal zur Bürgernähe des neuen Regenten. Aber entmutigen lasse ich mich dadurch nicht. Ich habe ein zweites

Verfahren laufen, das darauf abzielt, wenigstens den Text zu erneuern. Ein neuer und frischer Text wäre schon einmal ein zarter Beginn des vielbeschworenen Generationenwechsels. Der alte Text ist flau und hat mit der Lebenswelt der Sportler oder gar mit der Lebenspraxis der meisten Deutschen nichts zu tun. Ganz schlimm ist die folgende Zeile:

»Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand.«

Einfach zu verstehen ist das wirklich nicht. »Was um Himmels Willen mag Unterpfand sein? Ich kenn bloß Dosenpfand ... Oh Gott, was kommt da noch alles auf uns zu?«, mag da der eine oder andere Sportler denken und singt aus Verlegenheit beim Aufmarsch der Nationen lieber nicht mit.

Unbedingt benötigt wird daher ein allgemeinverständlicher Text. Einer, den man gerne mitsingt und der aus dem Inneren der Volksseele kommt. Genau so einen habe ich geschrieben. Inspiriert hat dabei mich eine Fahrt nach Erfurt. Das ist eine bemerkenswert hübsche Stadt. Man stellt sich als Tourist früher oder später auf den Fischmarkt und schreitet ruhigen Schrittes alle barocken und bauhausrockigen Gebäude ab. In den Erkern der Häuser stehen Figuren, die die Laster und die Tugenden symbolisieren.

Ein volksnahes Lied ... hmm ...

Ein verständliches Lied ... oha!

Ein Lied der Laster und der Tugenden, habe ich mir gedacht – wer würde da nicht gerne mitsingen. Und so ist mein Beitrag zum ersten European Hymnencontest entstanden, der sich leider darauf beschränken wird, einen neuen Text für die deutsche Nationalhymne vorzulegen.

Mein Favorit ist derzeit der folgende Vorschlag:

Reinlichkeit und Recht auf Freizeit
für das deutsche Hinterland.

Geiz ist geil und Arbeit schäbig
wir trinken uns fast aus dem Stand.

Kleinlichkeit und Formanträge
sind bei uns in guter Hand.

Frühstück lange, lebe bange,
Leberwurst mein Vaterland!

Trainerfrage geklärt

Der Fußball bleibt ein Phänomen,
denn nie etwas bekannt von dem,
was in den Menschen ist geschehen,
von denen elf auf Platze stehen.

Wer weiß denn schon, was so ein Torwart vorhat?
Auch sieht man kaum des Trainers Tränen.
Und wirklich gänzlich unbekannt,
ist die Vereidigung der Verteidigung.
Das Erzürnen von dem, der wird stürmen,
ist der Kabinenwand allein bekannt.

Und des Mittelfeldspielers Malheur
findet in Wohnstuben kaum an Gehör.

Um zu teilen des Schicksals schwere Stund,
fordern wir nicht ohne Grund
einen Big brother Container an,
in dem Volkes Auge sodann,
die Spieler beim Duschen besuchen kann.

So sind wir medial total bereit,
zu diskutieren und zu fluchen
und müssen nicht Reporter buchen,
die kennen die Spieler aus früherer Zeit.

Das Volk wird den Trainer vermeiden
und Aufstellungen selber entscheiden.
Wir wählen dann Poldi hinein und hinaus
und in dem Container herrscht Riesen-Applaus
über den großen Sachverstand.

Einig deutsches Fußballland!

Wo lebt eigentlich Humor?

Humor, das ist so nicht bekannt,
lebt nicht in einem schönen Land.
Er lebt weit hinter einem Reim
und soll sehr schwer zu finden sein.
Komm, zeige mir dein Angesicht,
dann komme zu Besuche ich.
Wir reimen dann beim Licht der Fackeln
und lachen bis die Wände wackeln.
Wo bist du bloß?
Die Not ist groß!
Schon wieder endet ein Gedicht,
nur lustig ist's bisher noch nicht.
Ach wärest du doch jetzt bei mir ...
Du tätest reimen, ich tränk Bier.

Neulich in der Vertretungsstunde von Prof. Schlaechter

»Tut mir Leid, liebe Jungbrut, hier in der 5B, aber Frau Waldheim ist heute erkrankt, und so bin ich gebeten worden, die Vertretungsstunde zu übernehmen. Da ich aber nicht den Hauch einer Ahnung von Erkunde habe und das Fach auch total blöde finde, möchte ich heute lieber mit euch über eure Zukunft reden. Wir sprechen heute darüber was ihr einmal werden wollt. Dann können wir uns über all die Berufe unterhalten. Na, wer will anfangen? Phillip vielleicht?«

»Also ... also ich will später mal Polizist werden.«

»Ja, Polizist ist ein guter Beruf. Und warum willst du Polizist werden, Phillip?«

»Weil die Polizei dafür sorgt, dass all die Verbrecher im Gefängnis landen und weil ..., weil ..., ja weil man als Polizist gerecht ist und so.«

»Ja Phillip, das sind wirklich gute Gründe und ich muss sagen: Als ich in deinem Alter war, da wollte ich auch mal Polizist werden. Aber du solltest ein paar Sachen wissen. Erstens glaube ich nicht, dass deine Schulnoten ausreichen werden, um später einmal Polizist zu werden. Auch wenn das nicht ganz einleuchtet, denn allzu helle sind die meisten ja nicht. Aber ein paar nackten Tatsachen solltest du doch sehr frühzeitig ins Auge blicken. Die meisten Polizisten sind rechtsradikal und haben was gegen Ausländer. Deswegen hat man ja auch Frauen bei der Polizei eingestellt, um

das Klima zu verbessern, aber das hat nichts geholfen. Jetzt werden nicht nur die Ausländer auf den Wachen verdroschen, sondern auch die Kolleginnen sexuell belästigt oder gemobbt. Ach ja und dann muss man natürlich sagen, dass du als Polizist auch manchmal dazu gezwungen wirst, friedliche Demonstranten zu vermöbeln. Auf Demonstrationen gegen Atomwaffen oder hungernde Kinder in Afrika zum Beispiel. Zum Ausgleich aber darfst du dann hochkarätige Fieslinge im Personenschutz bewachen. Also zum Beispiel führende Nazis oder so. Also, was ich sagen will ist, dass es ein schöner Beruf ist, aber dass er auch so seine ethischen Dilemmata mit sich bringt, verstehst du? Und die Erfolge sind gering. Weißt du - natürlich kannst du mal einen Fahrradfahrer einbuchten, weil er bei rot über die Ampel gefahren ist. Aber an die richtigen Großkaliber kommst du nicht dran. Nehmen wir nur mal die Drogenbosse. Da kannst du noch soviel Beweise gesammelt haben, die wirst du nicht einbuchen können, weil doch der Amtsleiter und der Polizeichef auf deren Gehaltsliste stehen. Dieses ganze korrupte Pack. Ich glaube, Polizist zu sein, das kann auch schon mal ganz schön deprimieren. Überlege es dir lieber noch mal, Phillip!

Manuela, was willst du denn mal werden?»

»Also ich will Tierärztin werden, das weiß ich schon. Dann kann ich all die kranken Hunde und Katzen wieder gesund machen und ich hab immer kleine Tiere bei mir, die ich streicheln kann.«

»Ja, Tierärztin ist auch ein schöner Beruf. Aber das kommt natürlich darauf an, wo du dann arbeitest. Wenn du so eine kleine schnuckelige Praxis auf dem Land hast, dann ist das natürlich putzig. Dann kommen Kinder in dem Alter wie du jetzt bist mit ihrem Hamster vorbei, und dem kannst du dann einen faulen Zahn ziehen. Das macht natürlich Spaß. Aber hüte dich davor, in einer Großstadt zu arbeiten. Dann bist du die ganze Zeit damit beschäftigt, in den Tierheimen die ausgesetzten Hunde und Katzen zu vergiften, weil die keiner mehr haben will. Und du musst natürlich dauernd den völlig bescheuerten Wünschen von Kampfhundbesitzern Folge leisten. Das heißt, dass du bei Hunden immer die Schwänze abschneidest, weil die das schicker finden, so ohne Schwanz bei ihrem Kampfhund. Und wenn du das nicht machst, dann geht deine sündhaft teuer eingerichtete Praxis sofort Pleite. Da kann man sich dann gleich begraben lassen, mit so einem Schuldenberg von dem man nie mehr runter kommt. Also: Tierärztin ja, aber nur auf dem Land! Gibt es noch weitere Berufe, die ihr ergreifen und über die ihr sprechen möchtet?«

»Also ich will mal Filmemacher werden. Mein Vater ist Kameramann und der hat mich mitgenommen ins Studie. Das war toll. Seitdem will ich Filme machen. Ich habe sogar zum Geburtstag eine alte Kamera von meinem Vater bekommen und jetzt kann ich immer Filme machen.«

»Wow. Also Filmemacher, Patrick, das finde ich einen klasse Berufswunsch. Aber nicht so eine Vorabendserie drehen, die jeden Tag aufs Neue produziert wird, oder?«

»Nein, ich möchte richtige Filme machen. So welche, die man dann im Kino sehen kann.«

»Ja, das finde ich richtig gut! Es gibt super Filmemacher. Tarantino zum Beispiel – das ist ein klasse Filmemacher. Hat jemand von euch Kill Bill 1 gesehen? Ich kann nur sagen – alle Achtung. Also so viele abgehackte Arme und Beine, das war sensationell. Und dann bei der Enthauptungsszene, wie da das Blut aus der Halsschlagader bis zur Decke gespritzt ist, das war unglaublich gut gemacht. Ich hoffe nur, dass die für diesen Film nicht wirklich jemanden geköpft haben. Also wenn eure Eltern demnächst mal einen Abend lang weg sind, dann müsst ihr unbedingt Kill Bill 1 gucken. Den Streifen kann man sich ja illegal im Internet besorgen. Jennifer, was hast du denn mal vor?«

»Ich will Krankenschwester werden.«

»Wow, auch kein schlechter Berufswunsch. Das macht bestimmt einen irren Spaß auf so einer Intensivstation zu arbeiten. Mit den ganzen Betäubten, die nur deswegen noch leben, weil man sie an ein Beatmungsgerät angeschlossen hat. Und man ist dann verantwortlich für all das und kann die Geräte ein- und ausstellen, wenn man will. Doch, das kann ich mir auch ganz interessant vorstellen. Ich sehe schon, ihr Lieben. Ihr habt schon sehr schöne und gute Vorstellungen von eurer Zukunft. Aber leider ist meine Zeit gleich rum. Den Rest der Stunde könnt ihr ja irgendwas anderes machen, euch selbst beschäftigen oder schon mal die Hausaufgaben für die nächste Stunde beim Nachbarn abschreiben. Ich muss gleich leider weg. Ich habe

nämlich heute ein Interview im Radio. Ja, da will man alles wissen über unsere Modellschule hier. Ich bin nämlich mittlerweile berühmt, müsst ihr wissen. Dauernd fragt man nach meiner Meinung und deswegen hab ich gedacht, dass ich es heute mal umgedreht mache und habe euch nach eurer, wenn auch noch recht unreflektierten und unbedeutenden Meinung gefragt. Also ... bleibt schön artig. Wir sehen uns ja in der kommenden Woche wieder. War schön, mal mit euch gesprochen zu haben. Dazu kommen wir ja sonst viel zu wenig, wenn wir den normalen Unterricht haben. Tschüssi!»

Lückenfüller

Ratze Fatz
mit List und Tücke,
ein paar Worte in die Lücke,
rücke ein
denn schnell will fein
ein neues Buch geschrieben sein.

Nicht jedes Gedicht macht auch einen Sinn.
Nicht jeder Reim ist somit Gewinn.
Zu lesen lohnt sich daher nicht immer.
Doch glaube mir, es ginge noch schlimmer!

Kolumbus 2004

Der Tatendrang von dem Minister
wurd' laut begleitet von Geflüster,
wie lange er im Amt noch sei,
und das Geflüster wurd' Geschrei.
Bei Umfragen eher mäßig schlecht,
dem Maul des Volkes nicht gerecht.

Sie wollten einen anderen haben,
als Nachfolger sich so bewarben jüngere,
die schöner waren und nicht reich, da floh der
Herr Minister gleich auf sein Gestüt – gut für's Gemüt.

Wo hat er's her? Wollte man wissen,
Hat er's gekauft oder beschissen
den Fiskus um das prächt'ge Land?
Doch der Minister hob die Hand
und sprach: ich hab's gefunden.

Wie kann das sein, fragt man ihn neckend,
wo Deutschland doch schon flächendeckend
sei bekannt und aufgeteilt.

Ein Ort, an dem ein Mensch verweilt,
sei eingetragener Grundbesitz.

Doch der Minister sehr gewitzt zeigt auf 'ne Karte
Bundesweit und in der Tat, da ist ein Loch,
wo seine Pferde grasen doch.

Ach könnte ich einmal ziehn' Register
als deutscher Landwirtschaftsminister!

Extremsportjahr

Jau, Kollege – das ist vielleicht ein Sportjahr!
Da hat man sich noch nicht erholt vom großen Rund des Balles und schon radeln tollkühne Peloten wieder froh durchs Frankenland. Und damit nicht genug, schließt sich in Athen unter dem Schein des Feuers ein mörderischer Wettkampf an. Und bald schon ist es Winter und Uschi dieselt wieder durch die Wälder und schießt bei Wind und Wetter kleinen schwarzen Scheiben zwischen die Augen.

Jau, Kollege – ist das ein Jahr!

Natürlich bekommt man das eine oder andere schlechte Gewissen dabei, wenn man die Herren und Damen der Körperelite so jugendlich durch die Welt des Sports sprinten sieht. Aber zum Glück gibt es ja auch geeignete Sportarten für Erwachsene. Kuscheln zum Beispiel, Extrem-Kaminbefeuern oder gute-Weine-nach-Hause-tragen. Aber das ist natürlich für die ganz Weichen und die Superreichen. Das Normalvolk bleibt ausgeschlossen, weil nicht zart und reich genug und ihm bleibt nur der etwas trostlose Kauf einer Kaminfeuer-VHS-Kassette neben der Supermarktkasse.

Meine Sportart heißt: Zwei-Zimmer-Küche-Diele-Bad-Balkon. Und fürwahr, die zu jagen und zu erlegen, erscheint deutlich schwieriger, als sich in den Wäldern Norwegens ein bisschen die Zeit mit Scheibenschießen zu vertreiben. Seitdem pfiffige Bauförderungsmaßnahmen und unsinnige Steuersparmodelle souverän verhindert haben, dass noch Wohnungen gebaut werden, seitdem ist das eine durchaus

olympische Disziplin geworden. Natürlich gibt es ausreichend leer stehende Flächen, auf denen man ein Bett aufstellen könnte, aber in denen sollen wohl Büros entstehen. Für was, das ist egal – Hauptsache ein Büro.

Einmal ging ich eng umschlungen mit meiner Freundin zu einer solchen Besichtigung, und wir hatten schon fast den Zuschlag für die preisgünstigen und großzügigen Räume. In Gedanken lag meine bescheidene Behausung schon katalogbereit vor dem inneren Auge. Eine Wohnung mit der typischen Grundausstattung: Der kleine Raum wird zur Sauna umgebaut, hier der Whirlpool mit Glasdachkuppel, dort der kleine Kinosaal mit 5:1 Surround-Sound und lichtstarkem Beamer an der Stuckdecke. Rechts davon die Bibliothek, ein Nachbau dieser abgebrannten in Weimar. Nebenan die kleine Küche mit dem freistehenden Kochblock und Aluminium-Dunstabzugshaube. Aber dann entfuhr mir leider begeistert der Ausruf: »Supi! Und hier, direkt vor den Erker, stellen wir unsere riesengroße Spielwiese auf.«

Unser beinahe zukünftiger Vermieter schaute sich besorgt um und fragte, ob wir etwa auch hier übernachten wollten. »Aber klar«, habe ich ihm geantwortet. »Denken sie etwa, ich möchte auf 140 m² nur Telefonrechnungen lagern?«

Er meinte daraufhin, er könne uns die Räume nicht vermieten, es seien Büroräume und wir suchten anscheinend eher Wohnräume. Als Wohnraum könne er uns einen Büroraum aber nicht vermieten.

Meiner lückenlosen Argumentation hörte er dann nur noch mit halbem Ohre zu.

Natürlich habe ich ihm gesagt, dass ich doch schon all die lange Zeit als Student auch durchaus dort geschlafen habe, wo ich gearbeitet habe. Manchmal habe ich auch dort geschlafen, wo ich arbeiten sollte und am meisten habe ich daran gearbeitet, überall lang zu schlafen, anstatt zu arbeiten. Und das könne man doch schließlich überall. Es sei also nicht ganz einleuchtend, warum es bei diesen Räumen anders sein solle. Sie seien für meine Zwecke nicht nur geeignet, sie seien ja beinahe wie für meine Zwecke entworfen und gebaut worden.

Auch habe ich ihm gesagt, dass sich die Ausstattung nach in Augenscheinnahme überhaupt nicht von einer Wohnung unterscheiden würde. Schließlich seien, wie überall, nur Fenster und Türen eingebaut und keine hydraulischen Schwupp-Wupp-Anlagen, wie bei Starwars. Er solle sich nicht so kleinlich anstellen. Niemand würde bemerken, wenn wir hier auch nachts blieben. Ich sei sogar bereit, um fünf Uhr aufzustehen, um der Reinigungskolonie Platz zu machen und einen Kaffee zu kochen.

Als die Tür hinter uns schon ins Schloss gefallen war, habe ich noch nachgelegt und geschrien, ich hätte zwei Telefone, das sei doch schließlich fast so etwas wie ein Callcenter.

»Idiot«, hat meine Freundin draußen geflucht und seitdem wir uns um einen Wohnraum bemühen, weiß ich, dass sie Recht hat.

Zwei-Zimmer-Küche-Diele-Bad-Balkon!

Das kann doch nicht so schwer sein, sollte man meinen. Aber meist fahren wir mit einer Zeitung voller angekreuzter

Annoncen los und bringen außer unserem olympischen Geist nicht viel mit nach Hause.

Dabei sein ist schließlich alles – aber nicht immer alles, meine Herren und Damen vom olympischen Komitee.

Wir haben zu Hause mittlerweile alles, was man für eine ordnungsgemäße Wohnungsbesichtigung braucht. Meine Freundin hat sich ein Kostüm gekauft und eine hochgeschlossene Bluse, ich habe meine Gehaltsabrechnungen am Computer um eine Null am Ende erweitert und darüber hinaus eine Elternbürgschaft erschlichen. Einfach war das nicht. Aber ich habe meinem Vater seine Brille weggenommen und ihn gebeten, die Geburtstagskarte für meine Tante zu unterschreiben – er hat es also gar nicht bemerkt. Sollte ich aber einmal klamm werden, dann ist es um seine Rente geschehen. Dann wird er es wohl merken.

Gefälschte Lebensläufe habe ich so viele wie Unterhosen, die unterschiedlichen Dialekte der verschiedenen Stadtviertel beherrsche ich aus dem Effeff. Wenn nichts mehr hilft, hilft vielleicht ein Druck auf die Tränendrüse und die Bemerkung, man sei schon so lange mit dem Viertel verwurzelt – an einen Weggang könne man gar nicht mehr denken. Nein, man wolle hier, unter dem Asphalt vor der Kaffeebude, eines Tages einmal beerdigt werden.

Mittlerweile bin ich schon beim Hereinkommen bemüht, die Hobbys der Makler herauszufinden, um sie in ein fulminantes Seitengespräch über Caddies und Schlageisen oder Darmbespannung und Schlägerdruckpunkte zu verwickeln, während meine Freundin andere Interessenten an

der Tür abwimmelt. Meist behauptet sie, es habe sich jemand einen Scherz erlaubt. Sie lebe schon seit neun Jahren in der Wohnung und gedachte auch nicht daran, das in den nächsten neunzig Jahren zu verändern.

Genutzt hat es bislang leider noch nichts. Überall gibt es diese Zecken, die mit großen Umschlägen in der Hand der Maklerin entgegentreten oder aber diese kleinen miesen jungen Dinger, die tatsächlich ihre Eltern mitbringen und behaupten, sie würden niemals rauchen und die Eltern würden jedes Wochenende bei ihnen wohnen.

Wie soll man dagegen anstinken?

Einmal habe ich gegenüber einem Makler behauptet, ich sei der Vetter von Uschi Diesl, nachdem er mir erzählt hatte, er würde sich für Biathlon interessieren.

»Jau, Kollege – war das vielleicht ein Sportjahr«, hat er gesagt. Vermietet hat er die Wohnung dann an eine kleine Studentin, die ihm versprochen hat, immer am Wochenende mit ihm zu frühstücken.

Kritischer Journalismus

Nachts um Elf, wenn alles schläfet,
Empathie kehrt höflich ein.
Im Fernsehzimmer, Holz getäfelt,
J. B. Kerner fein,
stellt seine Fragen,
ohne Klagen.
Er plaudert, ohne zu verzagen.
Mit wem? Egal kann man nur sagen.
Ob Adolf Hitler, Wencke Mürrisch,
Hussein und Harry Fullisch.
Empathisch fragt er nach dem Leben
und freundlich wird dann stets gegeben
reichlich lange Plauderzeit.
Zur Selbstdarstellung Gast geneigt.
Niemals ertönt ein kritisch Wort,
bloß Anekdotchen hier und dort.
Bald stellt man fest ohne Zynismus,
kritisch ist der Journalismus.

Wochenmarkt des Mittelstandes

Wer auf dem Arbeitsmarkte will bestehen,
der sollte sich sehr schnell umsehen,
denn allzu viel ist dort nicht los,
die Stände leer, die Flächen groß und bloß
vereinzelt dann und wann
man einen Job antreffen kann.

Ein Gurkenhändler bietet feil
zu schälen für ihn Gurken, weil
dies scheint ihm selbst zu unbequem -
für eine Russin kein Problem!
Ein Spargelhändler sucht zum Stechen
am allerliebsten junge Tschechen,
ein Autohändler braucht zum Holen
seiner Autos einen Polen.

Der Früchtestand bleibt unbemannt,
weil Arbeitszeit sehr uncharmant,
liegt in der Nacht – wer hätt' gedacht,
dass es unmöglich ist zu finden
für Nachtarbeit selbst einen Blinden.
Wo einst der Bäcker stand ertönt nur Bellen,
das Brot verkaufen die Tankstellen.
Der Käsehändler abgerückt,
weil er nicht mehr verkauft ein Stück.
Er jammert so viel wie noch nie,
das Volk kauft Käse bei Aldi.

Der alte Mann mit deutschem Wein
soll wohl nach Kanada geflohen sein.
Der Händler mit dem Fisch ist fort,
es steht bloß noch sein Tische dort.
Wo früher er verkaufte Kilo,
kühlt nun ein Kühlregal von Iglo.
Die junge Frau mit schönem Tuche,
schon lange nicht mehr auf der Suche
nach einer taffen Arbeitskraft,
Ikea hat sie hingerafft.
Der Fleischer wird nie mehr einstellen
für sich und andere Gesellen,
sein Stand, der bleibt vakant,
an Rinderwahnsinn er erkrankt.
Die Blumenhändlerin, vermisst,
Toilettenfrau sie nun wohl ist.
Auch im Bereich der Gaster-onomie,
da sieht es schlecht aus wie noch nie.
Man trinkt nicht mehr um den Verstand,
hält Limo bloß noch in der Hand.
Der Bratwurststand ist gähnend leer,
niemand mehr denkt hier an Verzehr.
Der Koch, er warf die Mütze weg,
es hat wohl nicht mehr sehr viel Zweck
zu warten auf das Publikum,
das dann doch nur sitzt da herum,
und kaut 'ne Stund lang aus der Not,
an einem Knoblauchbutterbrot.

Den Einzelhändler sieht man packen
und zusammenfalten Jacken.
Er sich nur wüst die Haare rauft,
seitdem er gar nichts mehr verkauft.
Schlecht gekleidet und zuhauf,
trägt Frau die alten Sachen auf.
Die Aufbauhelfer der Münchener Wies'n
wurden jüngst ersetzt durch Portugiesen.
Auch auf dem Bau geht nun zur Hand
ein junger Mann aus Irreland.
Selbst die Frau mit Handystand
hat wohl für sich schon längst erkannt,
dass nicht viel los auf diesem Markt
und darum hat sie früh verzagt
und ließ fast alle Sachen stehen,
bei Promarkt sie zuletzt gesehen.

Ich schul jetzt um und werd Scharnier,
wohl an der Tür
vom Arbeitsamt.
Dann dreh ich mich mit viel Gekicher,
denn dieser Job ist krisensicher!

Ich warte ungeduldig auf die versprochene Klimakatastrophe

Es wird viel zu viel geredet und behauptet. Zum Beispiel wird einfach mal so behauptet, dass man durch die Einführung der 40-Stunden-Woche den Arbeitsmarkt reanimieren könne. Oder, dass damit die deutsche Volkswirtschaft exhumiert würde. Das ist natürlich eine Behauptung bar jeder Realität.

Tote erweckt man nicht mehr zum Leben, das weiß jeder. Aber gerade die Toten haben mich auf eine fantastische und leider viel zu wenig diskutierte Idee gebracht. Es gibt nämlich durchaus die Möglichkeit, die Wirtschaft mit einem Ruck wieder auf die Beine zu stellen, ihr kurz den Staub der Vergangenheit von der Jacke zu klopfen und sie wieder ins Rennen zu schicken. Aber das erfordert eben Mut und logisches Denken.

Immer wieder wird geredet, man habe kein Problem mit der Ausgabenseite, sondern mit der Einnahmeseite und das, weil so viele Menschen eben nichts mehr einnehmen und daher auch nichts ausgeben für die Einnahmeseite. Nicht ganz einfach, aber durchaus zu verstehen.

Die müssen halt weg, dann stimmt das Verhältnis wieder. Jetzt kann und sollte man die Arbeitslosen mit dem Einnahmeproblem natürlich nicht ins Meer werfen oder ausweisen. Schließlich sind wir ja Kulturwesen und keine Barbaren. Wirklich überlegenswert und ökonomisch sinnvoll wäre es aber, wenn man alle derzeit Arbeitslosen einfach

einfrieren würde. Schließlich lassen sich heute schon nicht unerheblich viele Menschen nach ihrem Tode einfrieren, um dann wieder aufgetaut zu werden, wenn die Medizin so weit ist, Tote tatsächlich wieder zum Leben zu erwecken. Die Menschen, die sich derzeit bei BoFrost ein Appartement mieten, lassen sich das eine schöne Stange Geld kosten. Aber warum soll man gerade die Reichen einfrieren, die Geld haben, konsumieren können und die Volkswirtschaft in Gang halten? Das ist absolut unlogisch. Man muss natürlich die Armen einfrieren, die Arbeitslosen also. Die kosten ja nur und liegen dann pfeifend in Kalifornien in ihrer sozialen Hängematte rum und schlürfen tagein tagaus Bloody Mary mit Blick auf das Meer. Reiche einzufrieren, ist antizyklisches Wirtschaftsverhalten. Es ist derzeit der falsche Weg, der beschritten wird!

Man sollte mit dem Auftauen der Arbeitslosen auch nicht dann beginnen, wenn die Medizin soweit ist, sondern, wenn es ökonomisch plausibel und vertretbar erscheint.

Sie könnten zum Beispiel wieder aufgetaut werden, wenn alle Chinesen ausreichend Geld haben, um sich ein Auto zu leisten. Das wird dann natürlich in Deutschland produziert. All die Eingefrorenen könnten bei Bedarf in Rüsselsheim, Stuttgart oder Köln im Angesicht eines Förderbandes wieder langsam auf Betriebstemperatur erhitzt werden. Sie wachen dann auf, staunen einen Moment, kriegen einen Schraubenzieher in die Hand und los geht's!

Wobei für den Absatz der deutschen Autos in China an der Werbekampagne noch gefeilt werden muss.

Es ist einem Übersetzungsfehler des Übersetzungsbüros anzurechnen, dass sich dort nicht ausschließlich deutsche Autos verkaufen, sondern auch japanische oder amerikanische. Man hatte wieder einmal Geld sparen wollen und ein billiges Übersetzungsbüro für die chinaweite Plakatkampagne angeworben. »Klar kann ich chinesisch«, hatte der arbeitslose Student frech behauptet und fleißig übersetzt.

Leider wurde so aus »Made in Germany« auf den Plakaten ein wenig verkaufsförderndes »Maden aus Germanien«. Die sind in China zwar auch gefragt, aber kein Chinese konnte Lebensmittelwerbung mit Autobildern in Verbindung bringen – der Absatz stagnierte.

Ja, so ist das mit billigen Übersetzern und billigen Übersetzungsprogrammen aus dem Internet. Es gibt sie überall auf der Welt, die Menschen, die von sich behaupten, sie wüssten, was »Staubansaugdüse« auf Finnisch, Hebräisch oder in allen 80 indischen Hauptsprachen heißt.

Bedenkenträger, deren Zahl leider nicht geringer wird, werden einwerfen, dass es ein ökologisches Desaster wäre, wenn all die Fahrrad fahrenden Chinesen auf einmal 240 PS unter ihrem kleinen, vom Reis ausgemergelten Körper haben wollen. Es sei also nicht gut, den Absatz von Autos in China zu steigern.

Das gibt eine Klimakatastrophe!

»Ja bitteschön!«, hört man mich rufen »Klimakatastrophe – darauf warte ich schon lange! Ich habe genug von den Versprechungen, ich will Fakten sehen.«

Wie sieht es denn aus mit der versprochenen Erderwärmung? Der Sommer 2004 lockte vielleicht ein paar Rennrodler nach draußen, mich nicht. Vor einem Elektroofen saß ich auf meinem Balkon und schmorte im Angesicht der Eiszeit ein Würstchen auf dem Grill. Crush-Eis habe ich nicht einmal herstellen müssen. Mein Campari-Orange-Glas habe ich einfach über die Balkonabdeckung gehalten und auf den nächsten Schauer gewartet.

Um sich aufzuheitern und aufzuwärmen, gingen die Menschen in dem Sommer ins Kino und schauten sich schon einmal an, was denn passieren wird, wenn alle Chinesen auf einmal Auto fahren. Die Freiheitsstatue bekam Eiszapfen, eine Flutwelle machte aus Disneyland Atlantis. Das mag den einen oder anderen Amerikaner vielleicht gestört oder sogar betroffen haben, im alten Europa aber hörte man Jubel und sah glückliche Gesichter beim Verlassen der Lichtspielhäuser.

Von mir aus kann die Klimakatastrophe also kommen.

Je eher, desto besser. Wenn sie sich ein bisschen beeilt und Beine macht, dann brauchen wir vielleicht nicht einmal mehr alle Arbeitslosen einzufrieren, obwohl auch das Kühlen ganz schön viel FCKW freisetzt ...

Ernste Gedichte

Ernste Gedichte scheinen zu sein wohl Kunst.
Mit ernsthaften Worten sucht ein Dichter die Gunst
eines Publikums zu stehlen.
Aus dem Begehrt er macht gar kein Hehlen,
denn in seinem Kopf steht fest:
Nur ernste Gedichte bestehen den Test.
Nur sie sind es wert, auch gedacht zu werden.
Sie handeln vom Tode, von Qualen auf Erden.
Von Einsamkeiten, die größer werden
nichts Heiteres ist so zu gebären.
So akademalisiert man viel
und intellektualisiert Gefühl.
Doch nicht alle Menschen wollen quirlen,
metaphernreich das Hirn verzwirbeln.
Denn trostlos um des Lebens Leere,
nicht zu Reimen ich begehre.
Nein, ernste Gedichte werd ich mir sparen,
und mir lieber ein bisschen bewahren
den letzten Rest der Lebenswonne,
das Dichterherze strecken gen Sonne.
Nicht immer sind Verse, die Reime sind, böse
oder nur lautes Hausfrauengetöse.
Ernste Gedichte nicht immer sind fein,
auf leisen Sohlen schleicht heim ein Reim
und sagt auf dem Nachhauseweg:
Manchmal große Kunst besteht im einfach sein.

Eltern machen ein schlechtes Gewissen

Besuchte ich euch etwas zu selten?

Ist Weihnachten nicht eine gute Zeit dafür?

Versuchte ich nicht etwas zu gelten?

Ist das Praxisschild etwa nichts vor der Tür?

Hab ich nicht oft genug angerufen?

Kennt ihr überhaupt meine Telefonnummer?

Gab es nicht viel Post von mir auf euren Stufen?

Weint ihr denn wirklich so viel vor Kummer?

Wusstet ihr nicht, dass ich viel an euch denke?

Wo immer ihr auch in den Urlauben seid.

Musstet ihr machen mir viele Geschenke?

Sodass meinen Freunden bleibt nur noch der Neid ...

Euch zu kennen, wiegt manchmal schwer.

Und mein Gewissen noch viel mehr.

Doch ohne euch wär's noch viel schwerer,

dann wäre mein Konto ja auch leerer!

Hängendes Haar

Die Welt ist wohl recht schlecht! Oder vielleicht sind nur die Nachrichten schlecht, die man über die Welt zu Gehör bekommt? Vielleicht sind ja auch nur die Nachrichtensprecher schlecht, die immer schlecht über die Welt reden. Das wäre eine plausible Erklärung für all den Missmut.

So richtig vom Leben deprimierte Nachrichtensprecher! Tagein tagaus sitzen sie da in ihrer Redaktion und überlegen sich, wie man die heitere Stimmung des Volkes zerstören kann.

Zum Beispiel will sich gerade ein älteres Ehepaar Ausgehfertigmachen, um auf das Weinfest im Ort zu flanieren. Sie haben sich auf diesem Weinfest vor siebenundzwanzig Jahren kennen gelernt und danach nie wieder mit jemand anderem getanzt. Man zieht sich also die guten Sachen an und schaltet, so für nebenbei, den Fernseher an, bevor man ausgeht. Und schon bricht das Leid der Welt ein in die Wohnstube:

»Der größte Fund der Drogenfahndung auf dem Frankfurter Flughafen überhaupt ... wieder Tote bei Rassenkämpfen zwischen zwei Bevölkerungsgruppen in Afrika ... Massensterben österreichischer Bergziegen stellt Forscher vor ein Rätsel ...« Und dann auch noch die folgende Nachricht: »Es gibt immer noch kein Mittel gegen hängendes Haar!«

Nur Hartgesottene können nach dieser Flut demoralisierender Nachrichten noch ausgehen und sich »Glücksberger Krötenbrunn« einverleiben. Alle anderen haben schon vor dem ersten Glas ein eher glitschiges Gefühl im Mund und gehen nach oder bleiben zu Hause, noch ehe der Ententanz für fulminante Stimmung sorgt.

Dem älteren Ehepaar ist die Laune gänzlich verdorben.

Es zieht sich wieder aus, schüttelt den Kopf und seufzt:

»Ach du meine Güte, hast du das gehört – es ist noch immer kein Mittel gegen hängendes Haar gefunden worden. Wie soll denn das nur weitergehen?«

Man denkt zurück an die eigene Jugend, an hochtoupierete Häupter und an die Zeit, als die Drogen noch nicht gefunden, sondern ins Land geschmuggelt und billig verkauft wurden. Dem Hirn psychotrop induzierte Farbskalen abzurufen, war preisgünstiger, als sich die Haare zu färben. Und die Haare hielten. Natürlich war es die Zeit vor Greenpeace. Damals hätte man das Massensterben österreichischer Bergziegen überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Man hätte nicht einmal mehr das Massensterben von Österreichern bemerkt. Nachrichten aus Afrika wären niemals bis ins deutsche Wohnzimmer gelangt, denn der einzige Auslandsreporter saß in einem Büro in Hannover.

Traurig schaut das alte Ehepaar sich also nun sein Fotoalbum aus den goldenen sechziger Jahren an und mitfühlend legt der Ehemann seiner Frau die Hand auf den Spliss.

Warum, um alles in der Welt, muss man in den Nachrichten immer nur so negative Meldungen verbreiten, kann

man sich fragen. Es ist eindeutig an der Zeit, dass auch mal positive Nachrichten über das neue Digitalfernsehen verbreitet werden.

Nachrichten müssen kulturell anschlussfähig sein, sonst sind sie bloße Meldungen. Und Meldungen rauschen am WahrnehmungsfILTER des Hirns vorbei wie Funksignale von Marssonden an den Bodenstationen auf der Erde.

Apropos Marssonden und Funksignale.

Es ist erstaunlich still geworden um Beagle 2, finde ich. Übrigens ein schöner Name für eine Sonde, die sich still in eine Hundehütte auf dem Mars zurückgezogen hat und nicht bellt! Über Beagle 2 zu berichten, wäre eine typische Nachricht für die Rubrik: Was macht eigentlich ...

Doch nein!

Lieber sollte man nicht darüber berichten, denn es wären wohl eher schlechte Nachrichten und es sollen ja nur noch gute Nachrichten verbreitet werden.

Gute und kulturell anschlussfähige Nachrichten wären beispielsweise die folgenden:

»Kärnten – die unbekannte Seuche, die zuletzt Tausenden von Bergziegen das Leben gekostet hat, ist auch für Menschen gefährlich. Vermutlich wurde das Virus auf einem Parteitag der FPÖ durch den Genuss von Ziegenkäse auf die Parteitagsglieder übertragen. In Kärnten wurde der Notstand ausgerufen. Die Ziegen scheinen mittlerweile immun gegen das Virus zu sein.

Goldwell – nach jahrelangen Forschungen ist es Friseuren von Goldwell gelungen, ein Mittel gegen hängende Haare

zu entwickeln. Das neue Präparat soll im August auf den Markt kommen und kann kostenlos bei den Gesundheitsämtern bezogen werden können. Angela Merkel äußerte sich zufrieden über die Vertragsverhandlungen mit dem Konzern und kündigte eine Steuerbefreiung für alle Produkte des führenden Haarmittelherstellers an.«

Nach solchen Nachrichten würde das alte Ehepaar tanzen gehen, da bin ich mir sicher. Und ich? Ich würde mir zufrieden, vor dem Fernseher sitzend, über das Internet eine ganze Kiste »Glücksberger Krötenbrunn« bestellen. Am nächsten Morgen würde ich dann früh aufstehen und mich schon mal vor dem Gesundheitsamt aufstellen, denn ich will einer der Ersten sein, der von dem Mittel gegen hängende Haare profitieren wird.

Lückenfüller zwei

Schon wieder etwas Platz ergattert.
Schon wieder mal zu Recht verdattert
Schon wieder Angst vor leeren Zeilen
Schon wieder Not, die nicht zu teilen.
Schon wieder tun sich Lücken auf
Schon wieder Wortgekrücke drauf
Schon wieder mal was zugekleistert
Schon wieder mal gedichtbegeistert.

Große und kleine Dichter

Wer war denn noch mal Erich Kästner?
Sprachlich wohl kein Kostverächter.
Und was ist mit Robert Gernhardt?
Ein Mann, der Reime wohl sehr gern hat.
Magst du eigentlich Ringelnatz?
Dessen Worte sind ein Schatz!
Liest du manchmal Wilhelm Busch?
Auch ihm gebührt ein großer Tusch.
Kennst du Christian Morgenstern?
Ja, schon mal gehört, nur so von fern.
Magst du Wiglaf Droste sehr?
Die Wortgewalt ich sehr verehr.
Findest du Max Goldt nicht lustig?
Champions League, sofort das wusst ich!
Und was ist mit Michael Schönen?
Fast unbekannt doch zum Verwöhnen!

Wer tippt denn all die Zeilen dort?
Ach, das ist bloß der Fische Mord.
Der träumt von hundert Lesern oft,
doch Größenwahn kommt unverhofft.

Soziale Verantwortung rockt!

In guten wie in schlechten Zeiten haben wir uns dem Wohl des Volkes verschrieben und gut ist, wenn man nicht nur über soziale Verantwortung redet, sondern sie auch schultert. Ein Ehrenamt kleidet junge Menschen ordentlich und niemand sollte versuchen, sich aus der Armee der Hilfsbereitschaft davon zu stehlen. Überall kann geholfen und ehrenamtlich gearbeitet werden. Dafür bedarf es keiner Uniform und dem Singsang eines grässlichen Heilsarmee-Chors.

Man kann in seiner Freizeit beispielsweise unentgeltlich Einkäufe für ältere Menschen aus der Nachbarschaft übernehmen oder einer Reisegruppe von Senioren die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen.

Aber wer entscheidet darüber, ob man Hilfe geben kann oder selber welche braucht?

An dieser klugen Frage scheiden sich die Geister und so habe ich beschlossen, die soziale Verantwortung selbst in die Hand zu nehmen oder besser gesagt, sie übernehmen zu lassen. Ich werde mir einen Zivildienstleistenden besorgen, der sich um mich kümmern soll. Das schlechte Gewissen nagt nämlich an meiner Seele, denn meine bisherig arbeitende Putzkraft habe ich nicht ordnungsgemäß beim Bundesseuchenamt angemeldet und so bleibt sie eine nächtliche Schwarzarbeiterin mit unklarem Gesundheitsstatus. Ich möchte der Illegalität notwendiger Hilfeleistungen

entgegen treten und deswegen habe ich eine Stelle für einen ordnungsgemäß gemeldeten Zivildienstleistenden ausgeschrieben. Zivildienstleistende sind nämlich staatlich kontrolliert und geimpft. Sie sind sauber und sie kosten nicht so viel wie schwarzarbeitende Illegale.

Mein Zivi soll in meiner Wohnung kleine Reparaturarbeiten durchführen. Er darf meine Hemden bügeln und er bekommt nahezu freie Hand beim Auffüllen meines Kühlschranks. Das stärkt die junge Seele in der Möglichkeit, Verantwortung für andere Lebewesen zu erlernen.

Es ist keine besonders anspruchsvolle Arbeit und ich rechne daher mit zahlreichen Bewerbern, denn Zivis sind ja nicht blöd und wissen, wo es sich lohnt, sein reines Gewissen abzarbeiten und wo es zu anstrengend erscheint. Man verweigert ja nicht das Suchen und Entschärfen von Minen, um sich danach zu Tode zu arbeiten. Davor braucht man sich bei meiner Stelle nun wirklich nicht zu fürchten. Ich jedenfalls hätte eine vergleichbare Zivildienststelle zungenschnalzend angetreten und wäre ausgeruht und froh an den Wochenenden zu meinen dienenden Freunden gefahren, um über die unterschiedlichen Erfahrungen im Staatsdienst zu diskutieren. Es ist nämlich so: Bundeswehrsoldaten wollen an den Wochenenden ihre Erlebnisse mit Kellergeister runterspülen, Zivildienstleistende müssen über ihre existenziellen sozialen Erfahrungen reden.

Mit tiefem Bedauern wird mein Zivi also zur Kenntnis nehmen, dass alle seine völlig besoffenen Freunde mal wieder bei Saukälte eine Übung im freien Feld durchgeführt

haben, während er nur meinen Kühlschrank ausgebürstet hat. Er kann für diese Heldentat mit Lob rechnen, während seine Bundes bewährten Freunde nach der Feldübung damit rechnen müssen, nach Afghanistan verschifft zu werden. Es sei denn, sie haben sich bei der Frischluftübung einen Schnupfen geholt – dann müssen sie vorher vom Kriegsveterinär gesund gespritzt werden. Er wird sie ordnungsgemäß bedauern und frohlockend am Montag wieder zurück in meine Wohnung kehren, die recht weit von Afghanistan entfernt ist.

»Auch mein Herd ist ein Krisenherd«, habe ich in der Ausschreibung an das Zivildienstamt geschrieben und um eine schnelle und sofortige Eingreiftruppe gebeten, denn die hygienischen Zustände verschlechtern sich bei mir von Tag zu Tag. Ich weiß nicht, wie lange ich noch gekühltes Trinkwasser und Bier vorrätig habe, aber darum soll sich mein Zivildienstleistender in sozialer Eigenverantwortung kümmern.

Wenn er fertig tapeziert hat, dann können wir in Ruhe gemeinsam vor dem Fernseher sitzen, Sport schauen und über Frauen reden, bis mir etwas einfällt, wie ich ihn wieder beschäftigen kann. Voraussichtlich werde ich ihn für die eine oder andere Sitzwache neben meinem draußen angeketeten Fahrrad einteilen, denn es sind schon so viele meiner Räder auf verborgene Art und Weise abhanden gekommen. Ich habe mein Rennrad daher in ein Fahrradschutzprogramm mit Einzelüberwachung aufgenommen. Die Bewa-

chung ist eine ehrenvolle und durchaus reizvolle Aufgabe, die beträchtlich zur nationalen Sicherheit beiträgt.

Junge Menschen brauchen einen Halt in dieser Gesellschaft, sie müssen einen Platz bekommen, an dem sie merken, dass sie gebraucht werden. Neben dem Fahrradständer erscheint mir auch mein Bad dafür ein geeigneter Ort zu sein. Jeder, der es betreten hat, wird dem zustimmen. Hier ist viel zu tun und es ist ein idealer Truppenübungsplatz, um Sauberkeit und Ordnung zu erlernen. Man hat sogar mit erheblichem Feindkontakt zu rechnen, wenn man nicht aufpasst und die Handschuhe zu früh auszieht.

Mein Zivi kann mir auch das Frühstück machen, wenn ihm langweilig ist, meine Papiere ordnen, mein Weinregal katalogisieren und die Balkonpflanzen gießen. Das sind wichtige Dinge und beileibe, die kann ich nicht alleine bewältigen – hier ist die gesellschaftliche Verantwortung mir gegenüber gefragt.

Ich würde für diesen Posten sogar einen jungen Zivildienstleistenden aus dem Osten akzeptieren. So merkt er früh, dass nicht jeder Flur im Westen gelobtes Land ist, sondern dass man einiges dafür tun muss, um den Fünf-Wochen-Putzplan zu erfüllen. Interkulturelle Zivildienstarbeit ist ein Steckenpferd von mir. Schließlich habe ich selbst in meiner Jugendzeit einmal einen Antrag beim Zivildienstamt gestellt und wollte meinen Staatsdienst in Rostock ableisten. Leider war das damals noch die DDR und richtig begeistert war man über meinen Vorschlag nicht.

Aber all das ist Schnee von gestern. Die Zukunft gehört denen, die soziale Verantwortung für andere übernehmen. Die Zukunft gehört also meinem Zivildienstleistenden. Die Zeit, die ich durch seine Hilfsbereitschaft einspare, werde ich dann nutzen, um Seniorengruppen aus der Pfalz die besten Diskotheken, billigsten Bars und schicksten Boutiquen meiner Stadt zeigen. Eine klassische Win-Win-Situation für alle Beteiligten. Eins steht nämlich fest: soziale Verantwortung rockt!

Wortspielchen (Ping Pong)

Und bist du nicht willig,	so brauch ich Gewalt.
Und ist es nicht billig,	dann brauchst du Gehalt.
Und ist etwas später,	dann heißt es oft bald.
Und siehst du viel Bäume,	dann stehst du im Wald.
Und liegt draußen Schnee,	dann ist es meist kalt.
Und hast du viel Falten,	dann wirst du wohl alt.

Merkwürdige Berufe

ES gibt durchaus merkwürdige Berufe. Auf den ersten wirklich merkwürdigen Beruf stieß ich in Kindertagen. Ein merkwürdiger Beruf in merkwürdigen Zeiten war das.

Gefreut hatte ich mich auf das Schützenfest jedes Jahr, denn die 12jährigen Dorfschönheiten standen aufgereiht am Autoscooter und bewegten ihre noch nicht wirklich weiblichen Körper lasziv zur Musik von »take me to the Matador« und trainierten für das, was sie dann mit 14 Jahren das erste Mal wirklich taten: Autostop. Also musste man als galanter 12jähriger Junge den fehlenden Oberlippenflaum dadurch wettmachen, dass man jede Menge Autoscooterchips besaß und das eine oder andere Mädchen durch kunstvolles Drehen des Lenkrades zu Entzückungsschreien und Ohnmachtsanfällen trieb, bevor man ausstieg und fragte, ob sie den Mut habe mal eine Tour zu riskieren – rückwärts, versteht sich.

Nebenan an der Losbude schrie jemand was von freier Auswahl in sein Mikrofon, aber die wirklich freie Auswahl wollte man nur hier, am Autoscooter, haben.

Leider hatte man absolut keine Schnitte gegen die jungen Männer, die an einem Fuchsschwanz einen der länglichen Chips stecken hatten, der sie zum dauerhaften Benutzen der Autoscooter ermächtigte. Sie waren älter, cool, souverän und konnten mit dem Autoscooter wirklich alles, absolut alles. In Windeseile bugsierten sie die, wegen künst-

lich erzeugtem Stromausfall in der Mitte der Fahrbahn verreckten Wagen zurück zur Startposition. Sie hatte einen unglaublich guten Beruf. Sie waren junge Männer, die mitreisen.

Jedes Jahr stand an dem Autoscooter das Schild »Junger Mann zum Mitreisen gesucht«. Meistens war eines der Worte falsch geschrieben, zum Beispiel Mann mit nur einem N – aber das machte nichts. Ich wollte ein junger Mann werden, der mitreist.

Junger Mann, der mitreist, was soll denn das für ein Beruf sein?

Mit etwas Abstand betrachtet, sehe ich das heute auch ein. Junger Mann – das ist eindeutig kein guter Beruf und wahrscheinlich würde man mich heute am Autoscooter ablehnen, weil ich ihnen nicht mehr jung genug erscheine, obwohl ich die eine oder andere Reise vorweisen kann.

»Ganz vorzügliche Papiere und Referenzen sind das«, wird die Frau am Chipschalter sagen, wenn ich ihr meine Weltkarte mit all den Nadeln in den Ländern zeige, in denen ich schon war. »Aber nein, sie sind nicht mehr jung, sie dürfen nicht mitreisen.«

»Und wenn ich ihnen nachreise? Ist das erlaubt?«, werde ich fragen und sie wird antworten:

»Nun, in diesem Falle sind sie ein junger Mann, der nachreist. Die sind immer willkommen, aber Geld bekommen sie dafür nicht.«

»Tut mir Leid, dann ist das hier nichts für mich. Wovon soll ich denn meine Familie ernähren, wenn ich nur fürs

Mitreisen, nicht aber fürs Nachreisen Geld bekomme? Ich habe Verantwortung zu tragen, werte Frau!« Und so wird mein Vorstellungsgespräch als junger Mann zum Mitreisen leider ohne Aussicht auf eine Festanstellung enden.

»Junger Mann zum Mitreisen« ist aber nur die Spitze des Eisbergs an merkwürdigen Berufen.

Noch unheimlicher erscheinen mir Männer, die ungefähr in dem richtigen Alter sind, um junge Männer zum Mitreisen zu werden, die aber eine Visitenkarte besitzen. Sie sind meist Unternehmensverräter und –berater und die Visitenkarte ist etwas länger als die von anderen Personen, die beispielsweise »kinderlieber Hausmann« unter der Rubrik »Beruf« stehen haben. Sie kommen gerade von der Universität, haben glänzende Abschlüsse und Anzüge und ihre Visitenkarten sind so lang wie eine Tapetenrolle. Sie fangen mit Bezeichnungen an, wie: »European Business Junior Vice President for excellent economics and further educational questions«. Während er dann die Visitenrolle überreicht, wirft er sich in Pose, zwirbelt seinen Schlips gerade und entfusselt seinen sündhaft teuren Anzug, weil er denkt, ich wäre nun beeindruckt und würde ihn gleich ausfragen wollen. Vielleicht denkt er auch, ich würde mich gerne von ihm beraten lassen.

»Och«, werde ich ihm aber entgegen. »Nein, so interessant sind sie nicht. Ich dachte, sie wären ein junger Mann zum Mitreisen. In dem Falle hätte ich mich gerne etwas länger mit ihnen unterhalten.«

Suspekt sind natürlich auch die Personen im Sozialbereich, zum Beispiel Drogenberater. Auch das ist ein wirklich merkwürdiger Beruf. Was man da alles kennen und behalten muss, um ordentlich zu beraten. Der typische Alltag sieht ungefähr so aus:

»Entschuldigung, dass ich sie einfach so anrufe. Ich weiß auch, dass es beinahe zu spät ist, aber ich brauche dringend ihren Rat. Ich möchte gerne Farben sehen und meinen Geist erweitern, außerdem will ich dabei fit bleiben und ein bisschen Feiern aber auf keinen Fall am nächsten Tag Kopfschmerzen bekommen. Ich brauch also etwas, das aufputscht, gleichzeitig beruhigt und zufrieden macht und etwas psychedelisch wirkt. Und teuer darf es auch nicht sein. Zudem haben wir jetzt halb zwei Uhr nachts und ich kenn keinen, der mir um die Zeit noch Drogen verkauft. Sie müssten da doch was machen können, sie sind doch Berater.«

Na dann beraten sie mal einen Kunden mit solchem Anspruchsdenken.

Berater zu sein, ist ein merkwürdiger Beruf. Dabei spielt es keine Rolle, ob man große Unternehmen oder kleine Junkies berät. Im Beratergeschäft tätig zu sein, ist vergeudete Zeit und die Menschen, die damit Geld verdienen, haben merkwürdige Berufe.

Viel ehrlicher und schöner ist doch die Vorstellung mit einem LKW voller Autoscooter von einem Rummelplatz zum nächsten zu ziehen.

Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung

Morgens um sieben dreht man sich noch mal um,
der Leib ganz schwer noch vom gestrigen Rum.
Morgens um acht ist noch finstere Nacht.
Man schläft und träumt ganz unbedacht.
Morgens um neun, noch unbemerkt,
der Tag bricht an, man schnarcht verstärkt.
Morgens um zehn ist die Welt noch sehr schön.
Die Kissen sind warm und noch immer bequem.
Morgens um elf ist es immer noch so -
zärtlich die Bettdecke streichelt den Po.
Zwölf Uhr sich wohl schon Mittag nennt,
leider den hat man schon wieder verpennt.
Mittags um eins sieht es wunderbar aus.
Man liegt noch gemütlich und zweisam im Haus.
Um zwei Uhr wird dann Kaffee gemacht
und die Nacht ganz langsam gen Ende gebracht.
Um drei, da fängt schon Fliege an.
Man liegt auf dem Bette und hört dann und wann
wie Mensch doch das gute Leben vermisst.
Selbst Schuld, wenn man aufgestanden ist.
Um vier da liegt man immer noch nieder
und räkelt faul die kalten Glieder.
Um fünf, im Bette Kuchen essen,
um sich mit Kalorien zu messen.

Um sechs die Freundin erneut begehren,
und der Welt den Rücken kehren.
Um sieben leert man den ersten Becher.
Das Großstadtrevier fängt derweil die Verbrecher.
Um acht, da fällt dann plötzlich ein:
Bei der Arbeit du wolltest gewesen sein!

War die Welt um sieben Uhr morgens noch schön,
ist sie um acht Uhr abends im Arsch,
so gesehen.

Das Leben ist ein Leichtgewicht

Den deutschen Grüblern ist zu Eigen,
dass sie die Schwermut übertreiben.

Sie tragen tief gebeugt das Haupt
und rufen laut:

»Au weh, wie ist das Leben schwer!«

Sie schauen Streifen und ergreifen
sich an Szenen, die im Regen
spielen immer.

Doch davon wird es nur noch schlimmer!

Sie denken dunkle Gedanken
und wundern sich,
wenn sie dann wanken

in die nächste Kneipe rein
zu spülen runter all die Pein.

Blumen mögen sie verblüht
und Kerzenschein, wenn er verglüht.

Das Sonnenlicht ist stets zu grell
die Frühlingsfarben viel zu hell.

Sie tapezieren schwarz die Zimmer
und Licht erscheint nur mittels Dimmer.

Sie leben gern im Souterrain (*kölsch: Suterräng A.d.V.*)
und möglichst spärlich oder eng
will man als Grübler hausen fest,
damit sich's lauter klagen lässt.

Freunde sind nur dann bequem,
wenn sie *auch* haben ein Problem.
Viel Eifersucht ist angesagt,
damit die Liebe bald verzagt.
Zu Kindern ist man oftmals böse,
zu fröhlich deren ist Getöse.
Man liest gern Edgar Allan Poe,
davon wird wirklich niemand froh.
Und lieber speit man gelbe Galle
als zu spielen mit dem Balle.
Ihr lieben Grübler, seht ihr nicht?

Das Leben ist ein Leichtgewicht!

Ismael Fischmord

Bislang erschienen:

2002 und dreißig, Roman

223 Seiten, edition octopus, Münster, 2002

ISBN: 3-936600-00-7

Preis: € 14,80

<http://www.mv-buchhandel.de>

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

In nur neun Monaten wird das Leben von zwei befreundeten Pärchen auf den Kopf gestellt. Judith und Marcel beschließen zu heiraten und ein Kind zu bekommen, während sich Mike und Paula gerade getrennt haben. Zu allem Überfluss wird Mike auch noch einunddreißig und weigert sich, älter zu werden. Etwas selbstmitleidig und trotzig nimmt er den Kampf eines Alleinlebenden in der Großstadt auf, schreibt sich Liedtexte auf seine Küchentafel und erklärt sie zum Lebensmotto.

Leseprobe:

... Wir erfanden alle möglichen Übungen und Geräte, mit denen ein Mann das Wunder der Frau für sich begreifbar erfahren könnte. Es zu verstehen ist nicht schwierig. Ein paar Overheadfolien und ein ekkliger Aufklärungsfilm reichen da völlig aus. Aber erfahren? Wie erfährt man es, das war die zentrale Frage des Abends.

Marcel hatte die wohl herausragendste Idee. Er wollte sich von einem Chirurgen chinesische Liebeskugeln in den Bauch implantieren lassen, um Kindsbewegungen zu erspüren. Wir prusteten Bier auf die Jacken und lachten uns kaputt. Mitten in irgendwelchen Ideen und Erklärungen von mir, als ich gerade eine Zigarette aus der Schachtel fingerte und sie mir anzünden wollte, schaute er mir ernst in die Augen, nahm meine Hand und schrie aus vollem Hals durch den ganzen Laden.

»Jetzt pressen, Mike«, und das war das Ende.

Stillbrüche, Erzählungen

191 Seiten, edition octopus, Münster, 2004

ISBN: 3-937312-48-X

Preis: € 12,80

[http:// www.mv-buchhandel.de](http://www.mv-buchhandel.de)

<http://www.amazon.de>

Aus dem Inhalt:

Eine alte Frau beschließt im Bett zu bleiben und verändert damit das Leben ihrer Familie. Ein Programmierer flüchtet in die Einsamkeit Norwegens und begegnet dem älter gewordenen kleinen Prinzen, der ihn wie in Kindertagen nervt. Eine junge Frau zieht auf eine Insel und versucht sich ein neues Leben aufzubauen. Gemeinsam mit anderen beginnt sie den Kampf um die Rettung des Leuchtturms.. Zwei Partygäste sitzen in der Küche und fragen sich, was sie das Orakel überhaupt noch fragen könnten, wo doch alles schon geklärt scheint. Immer wieder sind es ungewöhnliche Personen oder Ereignisse in den skurrilen und ernstesten Geschichten, mit denen man in diesem Buch Bekanntschaft macht.

Leseprobe:

»Ich fühle mich wohl bei dir«, sagte er in die böige Stille des Windes und das Meeresrauschen hinein. Er sagte es beiläufig, wie er damals beiläufig gesagt hatte, dass sie Leuchttürme sammle.

»Ja«, antwortete sie, »ich weiß. Aber es bleibt die Frage nach der Ursache und der Wirkung, weißt du? Es kann sein, dass du dich wohl fühlst, weil ich da bin. Es kann aber auch sein, dass ich halt immer da bin, wenn du dich wohl fühlst, verstehst du? Das ist ein Unterschied. Es ist entweder ernst oder es ist eine Musik des Zufalls, vielleicht beides. Kennst du die Ursache oder kennst du die Wirkung?«

Pressestimme(n)

Gäbe es die Wortkreation Stillbrüche nicht, man hätte sie spätestens für die Kurzgeschichten des Autors erfinden müssen, aus dessen eigentlichem Namen in grauer Musikervorzeit das Pseudonym Ismael Fischmord entstand. Auf leisen Sohlen beschreibt er, subtil mit viel Herz und Humor und einer fast schon analytischen Beobachtungsgabe versehen, all die Dinge, die das Leben betreffen.

Wir sagen: Unbedingt lesen. Es ist an der Zeit.

Das Wortreich: Lesetipp
(www.daswortreich.de)